

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1938

6.3.1938 (No. 64)

Verlag: Badische Presse, Grenzmarkt-Druckerei u. Verlag G.m.b.H. Karlsruhe a. Rh., Verlagsgebäude: Säuerbühl...

Badische Presse

und Neue Badische Presse Handels-Zeitung Badische Landeszeitung

General-Anzeiger für Südwestdeutschland

Karlsruhe, Sonntag, den 6. März 1938

Verkaufspreis 15 Pf.

Bezugspreise: Monatlich 2.-RM mit dem „B.B.-Sonntagspost“; im Verlag oder im den Zweigstellen abgeholt 1,70 RM; Postbezug monatlich 1,70 RM, zusätzlich 42 Pf. Zustellgeld...

Optimistische Stimmung in London

Vor Beginn der Verhandlungen in Rom - Perth heute wieder in Italien - Abschluß in einem Monat?

Von unserem ständigen Londoner Vertreter

S. London, 6. März. Seit langem hat sich in hiesigen politischen Kreisen nicht so viel Optimismus in der Beurteilung der außerbritischen Aufklärungsaussichten bemerkbar gemacht wie in diesen Tagen...

ter nach Rom begleiten und für die Dauer der Verhandlungen dort bleiben, um Lord Perth zu unterstützen.

Ingram ist nicht nur ein geschickter Diplomat, er ist auch alter Fachmann. Während des abessinischen Krieges war er Botschafter in Rom, und was in diesem Augenblick besonders in die Waagschale fällt, er ist ein alter Freund des italienischen Außenministers Graf Ciano...



Das Sowjet-Generalkonsulat in Hamburg, das, zusammen mit dem in Königsberg, auf Grund der sorgfältigen Schutten gegen die deutschen Konsulate in der Sowjetunion bis zum 15. Mai 1938 geschlossen werden muß.

Mussolini über den Moskauer Theaterprozeß

Stalins Taktik und ihre Auswirkungen für Rußland und die Welt

Eigener Drahtbericht der Badischen Presse

H. Mailand, 6. März. Der „Popolo d'Italia“ veröffentlicht einen Artikel Mussolinis über den gegenwärtigen Moskauer Prozeß, mit dem Stalin den sowjetrussischen Bolschewismus energisch säubere...

tarier der westlichen Demokratien zu dieser gegenwärtigen Realität der bolschewistischen Kultur sagen, die sich selbst verzehre und Ströme von Blut fließen lasse?

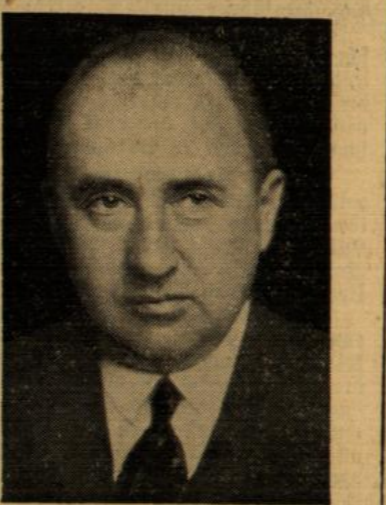
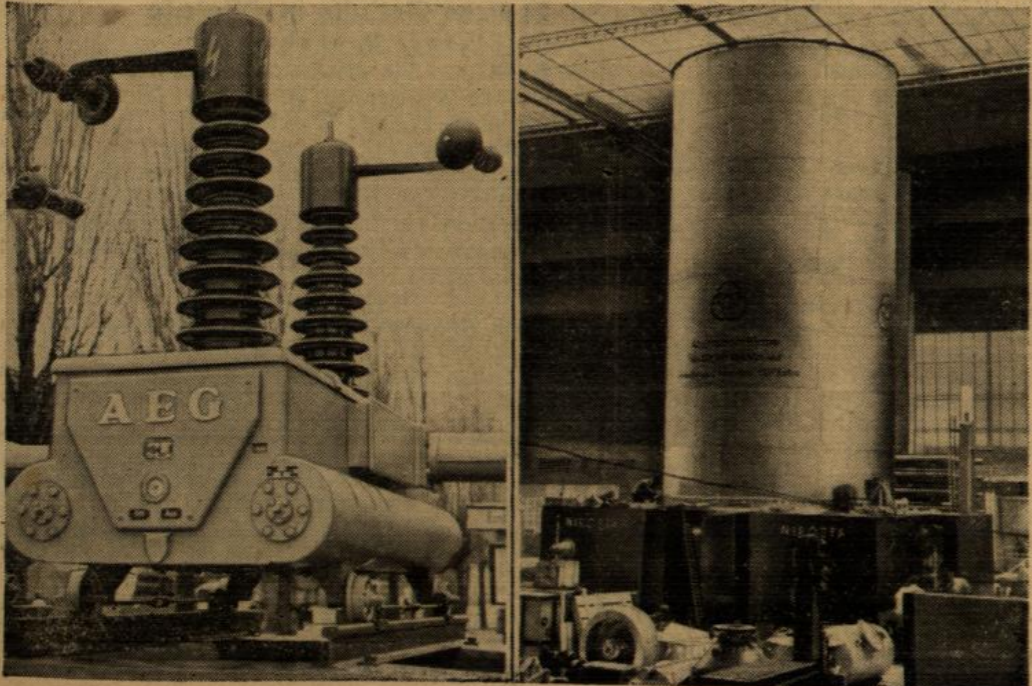
Mit beißender Ironie schließt der Duce seinen Artikel folgendermaßen: Wir wagen zum Schluß eine Behauptung aufzustellen, die auf den ersten Blick unsinnig erscheinen könnte...

Der ägyptische Blauhembden-Führer erneut verhaftet. Der Führer der Blauhembden-Bewegung, die der Wafdpartei angegeschlossen ist, Mohammed Belal, wurde gestern erneut verhaftet...

Prozeß und Politik

Eine schwarze Wolke lähmenden Entsetzens überhängt alle freundschaftlichen Blicke in der europäischen Politik: Das graumächtige Theater des Moskauer Prozesses. In allen Staaten findet er in der Presse größte Beachtung und am Widerhall können wir einigermaßen feststellen, wie stark sich die für viele bittere Erkenntnis durchzusetzen beginnt...

Je mehr sich nun der Bolschewismus in seinen Methoden verteidigt, je mehr er, um das System im Innern zu retten, im Auslande provozierend aktiv werden muß, desto stärker wird der entrüstete Zuschauer eines Tages die akute Gefahr spüren...



Leipziger Frühjahrsmesse. Heute eröffnet Reichswirtschaftsminister Walter Funk (oben) die Leipziger Frühjahrsmesse. Links: ein Benzolgeschalter der AEG bis zu 100 000 Volt Spannung; rechts: ein tieflager Absorptionsstern (Krupp-Nirosta), der für die chemische Industrie bestimmt ist.

Vertical text on the left margin: 1938, 38, ffen, ärig, ch, 5628, ne, en, mmen), schheim, nachge, ung des, fferenz, onages, ad den, Westim, stellung, nen lie, en auf, e gegen, on 0,50, schlossen, verbesse, ärechten, 1938, 10, aufstellens, März, sch aus, bebers, 3766, ine, iterel, Inhalt: 85, 1.05, 1.10, 1.20, 1.25, Inh. 75, 85, Fig., 70, H

daß diese „Bewährung“ eine rein theoretische ist. Denn im „Falle des Falles“ lägen die Dinge ja ganz anders. Ein sehr treffendes Wort lesen wir in der Belgrader „Samoupravna“, dem Blatte des jugoslawischen Ministerpräsidenten, das natürlich nur für die Jugoslawen spricht, dessen Meinung aber für die besondere Lage des ganzen Balkans gelten könnte:

„Wir Jugoslawen können uns beglückwünschen, daß unsere Staatsmänner trotz der „Rassschläge“ aus Paris und Prag sich weigerten, mit Sowjetrußland in Beziehungen zu treten oder mit ihm in irgendwelche Berührung zu kommen; denn die Sowjetunion ist ein in Gärung begriffener Staat, der durch einen revolutionären Dauerprozess zerlegt wird. Sie bietet das Bild einer immer weiter um sich greifenden Zerstörung, die zunächst den eigenen Bestand gefährdet, dann aber vielleicht schon morgen auch für uns und für Europa gefährlich werden wird.“

Das geht deutlich an die Pariser und Prager Adressen. Nicht minder scharf formuliert der ungarische „Pester Lloyd“ seine Ansicht mit den Worten:

„Ein Proteststurm der Entrüstung geht durch ganz Europa. Es ist eine moralische Ungeheuerlichkeit, daß europäische Staaten, die ihre gesamte Rechts- und sittliche Ordnung auf der Demokratie begründen, mit einem Terrorregime verbündet sind, das die elementarsten Gesetze der europäischen Moral und jeder menschlichen Sitte mit Füßen tritt.“ Und das Regierungsbüro „Buggettenleg“ schreibt, der Moskauer Prozess sei vernichtend für alle diejenigen, die noch immer an den sowjetrussischen Verbündeten glauben, denn wer sich mit dem Teufel verbünde, werde von ihm vernichtet. Nichts vermag diese Ansichten mehr zu bekräftigen als ein Satz einer in der „Humanität“ abgedruckten Erklärung der kommunistischen Partei Frankreichs, der verkündet, die Sowjetunion sei von der echten Tradition des französischen Jakobinismus befeuert! Armes Frankreich, möchte man ausrufen, wo solche Sätze ungestraft geschrieben und gedruckt werden dürfen. Freilich — wer das nette Spiel „Wer verschlingt zuerst wen?“ mitmacht, bis er verschlungen ist, soll es tun! Wir machen nicht mit und freuen uns darüber, daß die Zahl der Gleichgesinnten im Wachsen ist.

Sollte aber Herr Stalin die Nebenabsicht gehabt haben, durch diesen Theaterprozess seinen weltlichen Verbündeten außenpolitisch zu entlasten, dürfte er sich gründlich getäuscht haben. Denn weder London noch Rom denken daran, sich ablenken zu lassen. Mit aller Sorgfalt und Behutsamkeit sind die Vorbereitungen weitergeführt worden, die sich, wie in Rom angenommen wird, in der kommenden Woche allmählich konkretisieren sollen. Ob es nun in der Spanier- und Mittelmeerfrage zu einer Ganz- oder Teillösung kommt, sicher ist nicht: Der Verlierer hiesige in jedem Falle Moskau, falls es nicht ein anderer Staat vorzöge, die Stellung als moskowitzisches Außenposten zu übernehmen, womit schwerlich zu rechnen ist, nachdem Herr Stalin niemanden mehr als seine Freunde politisch und moralisch geschädigt hat. Denn der als europäischer Gleichgewichtshalter konstruierte Bund Paris-Prag-Moskau wird durch letzteres selbst aus der Angel Prag gehoben, eine Gefahr, deren man sich in Paris so bewußt ist wie in Prag, wenn auch das Gegenteil gesagt wird. Die Lage, in die Frankreich wie die Tschechoslowakei wider ihren Willen hineinmanövriert sind, bietet aber dennoch eine große Chance: endlich einen Schritt zur Befriedung zu tun und im eigenen Interesse eine Politik aufzugeben, die sehr wenig Reales mehr hinter sich hat, wenn man dagegen das Gewicht der Achse Berlin-Rom stellt und die von ihr ausgehende Neuordnung Europas betrachtet.

Jedoch: zur Konsequenz zwingen kann nur Einsicht oder Erfahrung. Wer den zweiten Weg wählt, muß auch die Opfer tragen können. Niemand wird sie ihm abnehmen. E.

Allersfürsorge der Bühnenschaffenden

Berlin, 6. März. Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda hat auf Grund der Tarifordnung für die deutschen Theater im Einvernehmen mit den beteiligten Reichsministern die Versorgungsanstalt der deutschen Bühnen in München zum Versicherungsträger für die Pflichtversicherung der Bühnenschaffenden bestimmt und gleichzeitig als Zeitpunkt des Beginns der Versicherung den 1. März 1938 bezeichnet. Damit ist die Altersfürsorge der deutschen Bühnenschaffenden endgültig ins Leben getreten. Die zur finanziellen Sicherung der Altersversorgung für jede Eintrittskarte der deutschen Theater abzuführende Abgabe wird bereits seit dem 1. Januar 1938 erhoben.

Von dieser jetzt Gesetzeskraft erhaltenen Maßnahme sozialpolitischer Natur hat Reichsminister Dr. Goebbels erstmals Mitteilung gemacht anlässlich der Jahrestagung von Reichskulturkammer und „Kraft durch Freude“ am Freitag, den 26. Nov. v. J. An jenem Tage gab er die Anordnung der Reichskulturkammer zur Sicherstellung der Altersversorgung für die Bühnenschaffenden bekannt, wonach von jeder ausgegebenen Theater Eintrittskarte ein Betrag von 5 Pf. für den vorgenannten Zweck ab 1. Januar 1938 abgeführt wird. Davon ausgenommen ist die Gruppe „Reisende Theater“.

In seiner großen proklamatorischen Rede über die deutsche Kunst nannte er die Altersversorgung der Bühnenschaffenden „eine soziale Funktion, die bestimmt ist, von dem Dank der Nation an die Mittler der Kunst“. Darüber hinaus erwähnte er die Gründung und Förderung von Alters- und Erholungsheimen, von denen einige in diesem Frühjahr eröffnet werden und künftig 60—80 deutschen Erholungsheimen Künstlern Unterkunft gewähren. Schon ein Vierteljahr nach der Ankündigung hat Dr. Goebbels das Altershilfsmerkmal für die Bühnenschaffenden in die Tat umgesetzt, und nicht nur diejenigen, die jetzt oder später in den Genuss dieser sozialen Großtat gelangen, werden ihm dafür aufrichtigen Dank wissen. Damit ist der erste Schritt zur Altersversorgung aller Kulturschaffenden gemacht, und auch zu diesem Gesamtziel sind die notwendigen Vorarbeiten bereits im Gange. Dr. Goebbels konnte mit Stolz und Recht erklären, daß diese zur Durchführung gelangenden sozialen Projekte Kulturtaten ersten Ranges sind: „Deutschland schreitet damit nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Sorge für den Künstler allen anderen Ländern mit leuchtendem Vorbild voran.“

„Geständnisse“ am laufenden Band

Angeschuldigter gesteht nach Manuskript — Berichterstattung nach Deutschland gestört

Moskau, 6. März. Zu Beginn der Freitagabend-Sitzung wurde der frühere Volkskommissar für Außenhandel, Rosengolz, vernommen. Er gesteht Verbindung mit Trozki seit 1921 und „verbrecherische Tätigkeit“ als Mitglied der Verschwörung seit 1933. Mit Trozki's Sohn, Sedow Trozki, will Rosengolz im Jahre 1934 im Ausland eine Zusammenkunft gehabt haben. Trozki habe, so sagte Rosengolz, die Direktive zu einem verstärkten Terror gegen den Leiter der Sowjetregierung gegeben. Auch habe Trozki die Aufnahme einer direkten Verbindung zwischen den trozki'schen Verschwörern und Tschatschew's Gruppe hervorgehoben.

Im weiteren Verlauf der Sitzung kommt nochmals Krestinski zu Wort. Er ist jetzt soweit, daß er der Reihe nach die Thesen der Anklageschrift sogar mit Pathos vorträgt. Er will seit 1921 als Sowjetbotschafter in Berlin und später in seiner Eigenschaft als stellvertretender Außenkommissar im Auftrag Trozki's systematisch Spionage für den Nachrichtendienst eines auswärtigen Staates betrieben haben, um die als Entgelt erhaltenen Subsidien für die trozki'sche Agitation zu verwenden. 1933 habe Trozki neue Direktiven gegeben, die auf die Anwendung von Gewalt und Terrorakten im Kampf um die Macht hinausliefen. Auch mühten, so sei Trozki's Idee gewesen, die Trozki'sten der Sowjetunion sich mit Militärfreizeiten verbinden. Tschatschew'ski würde zu einer Verschwörung ohne weiteres bereit sein.

Er, Krestinski, habe darauf die Verbindung mit Tschatschew'ski aufgenommen. Eine gemeinsame Basis zwischen der Gruppe Tschatschew'ski und dem Oppositionsblock sei hergestellt worden. 1935 und 1936 sei die Lage immer kritischer geworden. Tschatschew'ski habe ihm schließlich im Jahre 1936 erklärt, man könne nicht mehr länger mit dem Umsturz warten. Auf sein, Krestinski's, Ersuchen habe Trozki geantwortet: Sofort losschlagen!

An dieser Stelle läßt der Staatsanwalt erkennen, wie wertvoll ihm dieses „Geständnis“ ist, wonach der Umsturzplan Tschatschew'ski von Trozki dirigiert wurde.

In der Samstag-Vormittags-Sitzung des Moskauer Schauprozesses wird der Angeeschuldigte Rasowski vernommen. Rasowski schildert seine Erzählungen über angebliche Spionagetätigkeiten für Japan mit allerhand romanhaften Einzelheiten aus. Auf Geheiß des Staatsanwaltes „gesteht“ Rasowski weiter, wie er bereits im Jahre 1924, als damaliger Vorkämpfer der Sowjetunion in London, vom englischen Nachrichtendienst „angeworben“ worden sei. Zwei Vertreter des Intelligence Service namens Armstrong und Becker hätten ihn damals aufgesucht und ihn mittels eines gefälschten, angeblich von ihm stammenden Briefes, als durch Erpfehlung, für die Dienste des Intelligence Service gedungen. Auf ein weiteres Stillschicken des Staatsanwaltes hin erklärt Rasowski bereitwillig, daß auch Trozki selbst seit 1926 im Dienste des Intelligence Service gestanden habe.

Von seiner langjährigen sibirischen Verbannung nach Moskau im Jahre 1934 zurückgeführt, will Rasowski — wiederum aus ausdrücklicher Weisung Trozki's — sofort wieder in Verbindung mit dem Intelligence Service getreten sein. Als Mittelsperson habe sich eine „englische Spionin“, Lady Mariel-Baquet, in Moskau an ihn gewandt. Auf diesem Wege will Rasowski bis zu seiner Verhaftung Spionagematerial für den englischen Nachrichtendienst geliefert haben.

Nachdem, wie bereits beim Verhör des Angeklagten Grinof, hat nunmehr auch Rasowski sich über die Haltung der „Opposition“ zum französisch-sowjetischen Verhältnis zu äußern. Rasowski bestätigt bereitwillig die ablehnende Hal-

tung der Trozki'sten gegenüber der Annäherung Moskau-Paris. In einem pathetischen Schlusswort bezieht sich Rasowski daraufhin erneut aller schmachlichen und gemeinen Verbrechen, die er jetzt von Herzen bereue und durch vollkommene und ershöpfende „Geständnisse“ wenigstens teilweise zu sühnen hoffe.

Im folgenden wird der Angeklagte Seleniski vernommen, der aus Mikropolen tritt mit einem Heftchen in der Hand, aus dem er seine „Geständnisse“ zum Teil abliest.

Er beginnt seine „Geständnisse“, indem er sich als ehemaliger Spion der zaristischen Geheimpolizei vorstellt. Als einer der führenden Trozki'sten bereits im Jahre 1923 nach Sibirien verbannt, habe er nach seiner Rückkehr aus der Verbannung sofort Fühlung mit der „Rechtsopposition“ gesucht, die ihm der frühere Volkskommissar Antipow vermittelt habe. Seleniski, der bis 1937 Leiter der Staatlichen Handelsorganisation „Zentropogus“ war, bekennt sich jetzt zu ungenehrierten Sabotageakten, die er mit Hilfe einer Gruppe von Mitarbeitern des „Zentropogus“ (deren Namen zu nennen ihm der Berichtsvorleser verbietet!) im Auftrage der Opposition durchgeführt haben will.

In zahlreichen Gebieten der Sowjetunion sei es seiner „Schuldungsarbeit“ gelungen, die Brotversorgung tags- und wochenlang zu „sprengen“, so z. B. in Sachalinland, Peninsular, Tula und an anderen Orten. Auch Salz und ähnliche notwendige Lebensmittel will Seleniski der Sowjetbevölkerung absichtlich vorenthalten haben, „um die Unzufriedenheit der Massen zu erregen“.

„Und wie sieht es mit der Butter?“ unterbricht ihn der Staatsanwalt. (Wie überall in der Sowjetunion, ist auch in Moskau schon seit Monaten keine Butter mehr zu sehen!) Bereitwillig gibt Seleniski zu, auch die Butterversorgung sabotiert zu haben. Er habe die Butter absichtlich verderben lassen bzw. Käse und Glascherben in die Butter gemischt (!).

„Und was die Eier anbelangt“, — fragt jetzt der Staatsanwalt, worauf Seleniski auch das Ausbleiben der Eier in den staatlichen Geschäften auf sein Schuldkonto nimmt. Dasselbe Spiel wiederholt sich noch mit anderen Waren, die für die Bevölkerung der Sowjetunion unbekannte raritäten geworden sind.

(Anmerkung des DRB: Bei dieser Gelegenheit wird gerade im Ausland wieder einmal der Zweck des ganzen Schauprozesses offensichtlich: Es sollen dem Volk Sündenböcke für die Zustände namhaft gemacht werden, die — durch entsetzliche Foltermethoden willkürlich gemacht — die Schuld an den grauenhaften Mißständen auf sich nehmen und so das Sowjetsystem entlasten. — Wie DRB-Berlin mitteilt, wurde die telefonische Uebersetzung gerade des obigen Prozessberichtes durch die Moskauer Zweigstelle des Deutschen Nachrichten-Büros in auffallender Weise geführt und ständig unterbrochen. Nachdem schon zu Anfang zwischen der Meldung Moskaus und dem Beginn des Diktats fünf Minuten verstrichen waren, wurden die in Moskau gesprochenen Worte mit einemmal völlig unverständlich. Obwohl das Berliner Fernsprekamt alles tat, um ausreichende Lautstärke zu erzielen, wurde aus dem durchgehenden Bericht immer wieder ein unverständliches Durcheinander. Die Stimmen des Berliner und des Moskauer Amtes waren zeitweilig allein hörbar. Nach langen Wiederholungen gelang es schließlich, das Wichtigste aufzufangen. Man hatte in Berlin den Eindruck, als ob die stöhnlichen schreien Töne und das dumpfe Brausen in den Hören gerade diesmal zu einem bedeutungsvollen Gegenkonzert vereint werden sollten...)

Drei Offiziere in Moskau verhaftet

Des Nordversuchs an Stalin beschuldigt
Drabhtbericht unseres Vertreters

S. London, 6. März.

Ueber neue Verhaftungen sowjetrussischer Offiziere berichtet der „Daily Express“. Danach wurden am Freitag General Rasowskif, Hauptmann Wostuchow und Major Nikolajew, alle drei von der Moskauer Garnison, von der GPU verhaftet und ins GPU-Gefängnis Lubjanka geschafft. Mehrere Mitglieder der GPU drangen mit aufgeblasenem Bajonett in die Wohnungen der drei Offiziere und verhafteten sie, ohne auch nur eine Angabe über den Grund der Verhaftung zu machen. Erst später wurde dann mitgeteilt, daß sie des Nordversuchs an Stalin beschuldigt seien. Sie sollen versucht haben, die Wächter im Kremel zu bestechen und ihnen gleichzeitig Mefenstimmungen anzubieten, wenn sie Stalin ermorden würden. Nach der Ermordung Stalins sollte dann der Behauptung der GPU eine neue Militärdiktatur in Moskau errichtet werden.

Italiens Verluste in Ostafrika

Eigener Drabhtbericht

S. Rom, 6. März. Die neueste Verlustliste der italienischen Truppen und Milizen in Italienisch Ostafrika weist für die drei Monate Dezember 1937, Januar und Februar 1938 insgesamt 137 in Polizei und Patronenunternehmen Gefallene, sowie infolge von Krankheiten und im Dienst Gestorbene auf. Damit steigt die Zahl der italienischen Gesamtverluste seit 1. Januar 1935 (Beginn der militärischen Vorbereitungen für das Abessinien-Unternehmen in großem Stille) auf 42 141.

450 Opfer der Blattern-Epidemie in Hongkong. Die in Hongkong seit langem mütende Blattern-Epidemie hat nunmehr etwa 450 Todesopfer gefordert. Die Zahl der ärztlich festgestellten Fälle (einschließlich der Todesfälle) beläuft sich jetzt auf 1027.

Kurz berichtet

Der Führer und Reichstanzler besuchte Donnerstagabend in Begleitung des Generalfeldmarschalls Göring die Kunstausstellung der Preussischen Akademie der Künste, in der Werke der Malerin Veresikine und des Professors Peiner ausgestellt sind.

General von Epp in Sizilien. General von Epp ist auf der Rückreise von Tripolis in Sizilien eingetroffen, wo er sich einige Tage aufhalten wird. Am kommenden Donnerstag hält General v. Epp im faschistischen Institut für Italienisch-Afrika in Rom einen Vortrag über die deutschen Kolonialforderungen.

Kurzer Besuch Hoovers in Berlin. Wie verlautet, wird der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Herbert Hoover, von Prag, wo er sich zur Zeit aufhält, auf Einladung der Carl-Schurz-Vereinigung am Montag für einen kurzen Besuch in Berlin eintreffen.

Nawaria Filmkunst-Berleih GmbH. neu gegründet. Die Nawaria Filmkunst-Berleih GmbH. wurde neu gegründet. Als Geschäftsführer wurde Direktor Gultaw Verleger eingeweiht.

General Fajpel wieder Präsident des Ibero-Amerikanischen Instituts. Reichsminister Ruff hat dem General a. D. und ersten deutschen Vorkämpfer in Salamanca, Fajpel, wieder die Leitung des Ibero-Amerikanischen Instituts übertragen, dessen Präsident General Fajpel bereits vor seiner Vorkämpfer-Tätigkeit in Salamanca gewesen ist.

Polens Außenminister unterwegs nach Rom. Außenminister Beck ist am Freitagabend nach Rom abgereist. In seiner Begleitung befinden sich seine Frau, Kabinettschef Graf Zubienki sowie der Vizeminister der Politischen Abteilung, Potocki. Zur Verabschiedung des Ministers hatte sich der italienische Botschafter im Bahnhof eingefunden.

Unabsehbarkeit der rumänischen Beamten aufgehoben. Ein förmliches Dekret hat die Unabsehbarkeit und Unversehbarkeit aller Beamten, die im Dienste des Staates, der Gemeinden, der öffentlichen Körperschaften oder vom Staat beauftragter kaufmännischer Betriebe stehen, aufgehoben. Ferner wurden die bisherigen Disziplinarverfahren aufgelöst, so daß alle Disziplinarverfahren in Zukunft unmittelbar von den Vorgesetzten bestraft werden.

Der Warschauer Opernstreit, der während der letzten acht Tage bekanntlich als sogen. Okkupationsstreik durchgeführt wurde und die Sympathien der gesamten Bevölkerung ohne Unterschied der politischen Einstellung für sich hatte, ist abgebrochen worden. Nach längeren Verhandlungen wurde die Weiterführung der Oper bis zur Beendigung der laufenden Saison sichergestellt. Wie allerdings die Entwicklung der Warschauer Oper sich in der weiteren Zukunft gestalten wird, bleibt weiterhin ungeklärt.

Redaktionsleiter: Theodor Ernst Otten; Stellvertreter: Johann Jakob Zietz; Druckverwalter: Theodor Ernst Otten; für Kultur, Unterhaltung, Sport: Alois Wimmer; für Romane, Erzählungen, Gedichte, und Vereinsnachrichten: Karl Wimmer; für Badische Chronik: Herbert Schellhardt; für den Abessinien-Krieg: Carl Schreiber; für Theater, Kunst, Musik: Dr. Carl Seifener; für Bild und Kunst: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Franz Gehl; alle in Karlsruhe; Berliner Schriftleitung: Dr. Gert Weiger; Druck und Verlag: Badische Presse, Grenzmarkt-Druckerei und Verlag G. m. b. H., Karlsruhe 1, B.; Verlagsleitung: Arthur Weich, Pfl. 11, 1938: über 80 000, davon Stadt- und Landausgabe über 35 000, Bezirksausgabe Heuer Rhein- und Ringegebiet über 3000, Registreinsgabe Farb- und Anzeiger 1198.

„Keine Diskussion - sondern handeln“

Dr. Goebbels gibt Richtung und Ziel für das neue Arbeitsjahr des Films

Im Rahmen der Jahrestagung der Reichsfilmkammer sprach am Freitagabend Reichsminister Dr. Goebbels, der Schirmherr des deutschen Films, auf einer großen Kundgebung im Reichstagsgebäude der Kroll-Oper zu den dort versammelten Schaffenden des deutschen Films. Nach dem eindrucksvollen Rechenschaftsbericht, den am Abend vorher der Präsident der Reichsfilmkammer, Staatsminister a. D. Prof. Lehmann, gegeben hatte, verkündete hier Dr. Goebbels, der Betreuer des geistigen und künstlerischen Lebens in Deutschland, in einer großangelegten, alle Probleme des Films umfassenden Rede, Richtung und Ziel für das neue Arbeitsjahr aller Filmschaffenden.

Der Minister ging in seiner Rede von der Tatsache aus, daß der Film eine ganz junge, moderne und damit auch außerordentlich entwicklungsfähige Kunst sei. Welche Auswirkungen er auch in der Zukunft noch einmal für das öffentliche Leben des Volkes gewinnen werde, lasse sich im Augenblick gar nicht ermessen. Wie das eigentliche Wesen des Films in seinem innersten Gehalt noch gar nicht bloßgelegt sei, so ist der Film heute die Kunst, die am meisten diskutiert wird.

Aus den heute am nächsten erörterten Problemen des deutschen Filmschaffens griff der Minister zuerst die Frage heraus, ob der Dialog- oder der Handlungsfilm bessere Gewähr für künstlerischen und geschäftlichen Erfolg biete. „Dieses Problem“, antwortete darauf Dr. Goebbels, „ist nicht eine Frage des „oder“, sondern ein Problem des „und“. Der gute Dialogfilm fordert die mitreißende Handlung und der spannende und interessante Handlungsfilm fordert eine gute Dialogführung.“ Mit überzeugenden Argumenten wies Dr. Goebbels nach, daß in Wirklichkeit das Problem ein ganz anderes sei. Ausschlaggebend sei nämlich die Frage, ob der Film das Recht habe, abseits und losgelöst vom Leben eine Schein- und Illusionskunst zu pflegen, oder ob er allen Schein und allen Illusionen zum Trost letzten Endes nicht doch im Leben verhaftet bleiben muß.

Und diese Frage bejahte der Minister. „Wenn ich unter diesem Gesichtspunkt, erklärte Dr. Goebbels, die kritische Sonde an das Filmschaffen des vergangenen Jahres anlege, dann muß ich zu dem Ergebnis kommen, daß es für das kommende Jahr nur eine Forderung geben kann, in noch vermehrter Maße den Film an das Leben, an seine bewegenden Vorgänge und handelnden Menschen heranzuführen.“

Mit scharfen Worten geißelte der Minister die Versuche, schlechte Filme dadurch wirkungsvoll machen zu wollen, daß gute Schauspieler ihre tragenden Rollen übernehmen. Man müsse sich ernsthaft darum bemühen, nicht das Leben dem Film, sondern den Film dem Leben näher zu rücken. „Ich muß es auch ablehnen“, so führte der Minister diesen Gedanken weiterführend unter starkem Beifall aus, „daß einzelne Berufsstände Belehrungen darüber erteilen, ob im Film das Handeln des Mitgliebes eines Berufes in diesem oder jenem Falle sich mit überprüften Auffassungen dieses Standes jeweils vereinbaren läßt. Wir können die Konfession des Lebens sich nicht unter Auszeichnung abspielen lassen.“ Von immer wieder fürwärtlicher Zustimmung unterbrochen, rechnete der Minister mit jenen ab, die am deutschen Film ohne geringste Sachkenntnis Kritik um der Kritik willen üben. „In einer Zeit, die nach Persönlichkeiten verlangt, die Mut und Kraft hierfür besitzen, ist nicht der Augenblick zur Diskussion, sondern der Augenblick zum Handeln gekommen!“

In seinen weiteren Ausführungen wandte sich dann der Minister der Frage des Stars oder des Ensemblefilms zu. Auch hier gehe die Problemstellung wieder am eigentlichen Kern der Frage vorbei; denn es gibt keinen Ensemblefilm ohne guten Schauspieler und keinen guten Schauspieler ohne ein Ensemble. Es ist deshalb ein Unfug, wenn gegen die bewußte Herausstellung besonders hervorragender künstlerischer Persönlichkeiten polemisiert wird, da auf die Dauer nur die überragende faszinierende Persönlichkeit einen Film tragen kann.

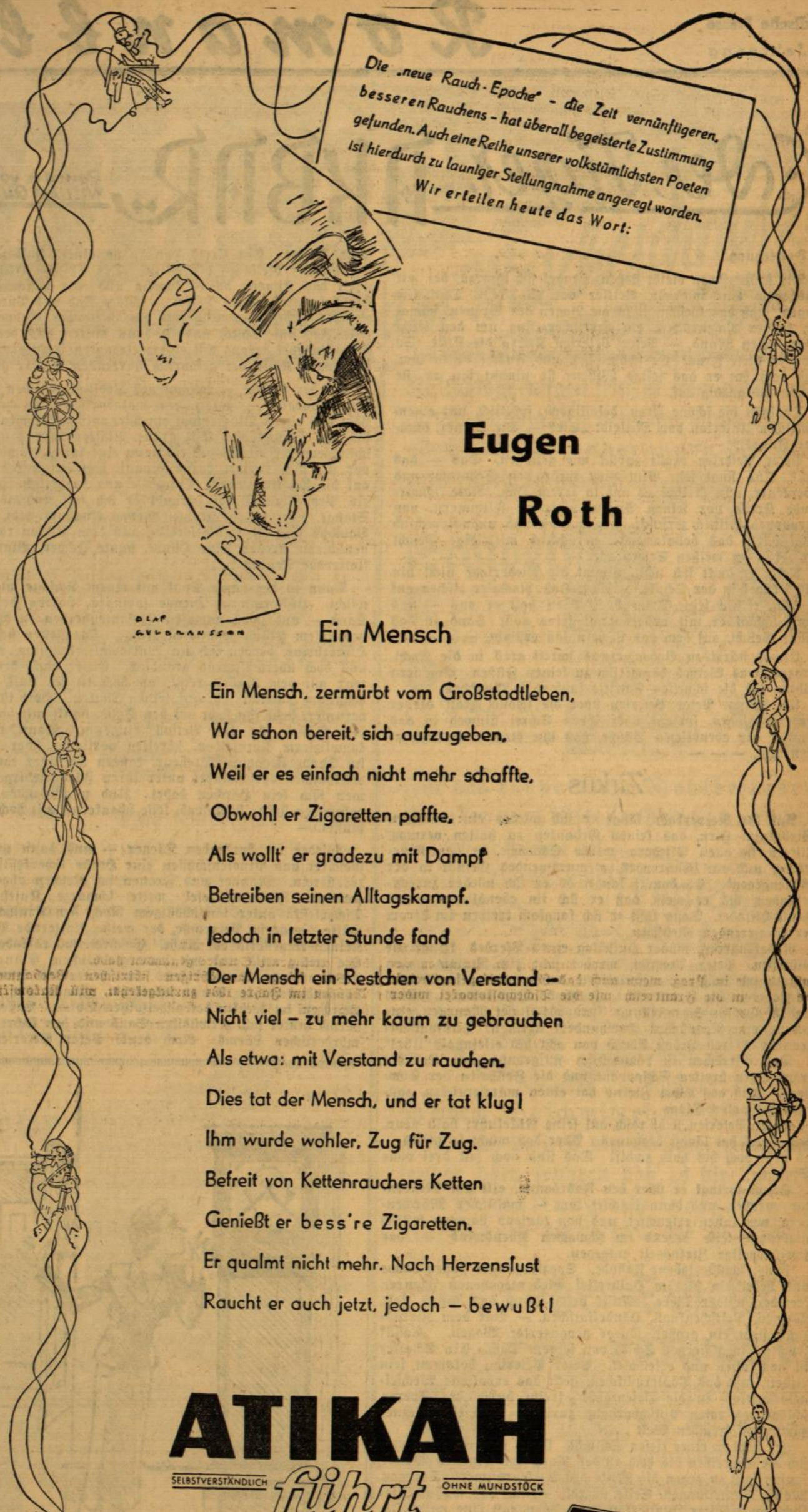
Der Minister wandte sich dann eingehend dem Problem des Nachwuchses zu, wobei er betonte, daß er es für einen fundamentalen Denkfehler halte, den Nachwuchs des Films nur bei der Bühne zu suchen. Man könne aber wiederum auch nicht die Findung junger Talente dem Zufall überlassen. Darum habe man den Entschluß gefaßt, eine Filmakademie zu gründen. Sie solle nicht eine wissenschaftliche Systematisierung der Lehre vom Film vorstellen, sondern hier sollen die jungen Talente das deutsche Filmschaffen von der Pike auf lernen können. „Wenn wir die Filmakademie auf die hohe Schule des deutschen Nachwuchses aufbauen und durchführen, so werden wir das mit deutscher Gründlichkeit besorgen. Praktiker des Ateliers werden die Lehrer sein und der Unterricht wird sich nicht so sehr in den Hörsälen als in den Ateliers selbst abspielen.“

Ein weiteres Lehr- und Lernmittel erblickte der Minister in Vergleichen des deutschen Filmschaffens mit dem anderer Länder. Er betonte dabei, daß die ausländischen Filme, die heute in Deutschland gezeigt würden, die Spitzenproduktion der anderen Länder darstellten und er warnte eindringlich davor, aus dieser Spitzenproduktion Rückschlüsse auf die übrige Produktion zu ziehen. Die Produktion anderer Länder sei nicht besser, sie sei höchstens anders als die deutsche. Wenn es auf vielen technischen Gebieten möglich gewesen sei, den Vorsprung des Auslandes einzuholen, so werde das sicher auch dem Volke der Dichter und Denker auf künstlerischem Gebiete gelingen. Mit berechtigtem Stolz stellte der Minister unter fürwärtlicher Zustimmung fest, daß der deutsche Film sich mit seinen Leistungen ruhig und kühn auf dem Weltmarkt zeigen könne. „Unsere Aufgabe und unser Programm für das jetzt beginnende neue Filmjahr“, erklärte Dr. Goebbels mit Nachdruck, „ist nicht mehr organisatorischer Natur. Diesmal stehen programmatische Forderungen künstlerischer Art vor uns!“

Drei Forderungen stellte der Minister für die nächste Zukunft in den Vordergrund der filmischen Entwicklung: Die planmäßige Pflege der Menschen, die etwas können, die systematische Erziehung eines befähigten Nachwuchses in einer dazu geschaffenen Akademie von Männern, die die Verknüpfung dazu haben, und schließlich den schnellsten organisatorischen und künstlerischen Aufbau der Filmakademie selbst.

Dr. Goebbels sprach all denen, die mit fanatischem Eifer und glühender Leidenschaft dem Ziele, den deutschen Film in Führung zu bringen, gedient haben, seinen Dank aus. Er richtete diesen Dank ebenso an den weltberühmten Star, der deutsche Leistung, deutsches Wesen, deutsche Kunst und Lebensauffassung durch alle Welt getragen hat, wie an den unbekanntesten Beleuchter, der irgendwo namenlos in einem Atelier stand und zu seinem Teil am großen Erfolge mithalf. Im besonderen Maße aber sprach der Minister den Mitgliedern der Kunstauschüsse seinen Dank aus, die unter schmerzten Opfern, ja unter Leid und Mißgunst, ihre leidenschaftliche Verpflichtung dem deutschen Film gegenüber unter Beweis gestellt haben.

Mit minutenlangem, aus tiefem Setzen kommenden Beifall dankten die Filmschaffenden dem Minister für seine Ausführungen, die dem deutschen Film neue Wege in die Zukunft zeigten.



Die „neue Rauch-Epoche“ - die Zeit vernünftigeren, besseren Rauchens - hat überall begeisterte Zustimmung gefunden. Auch eine Reihe unserer volkstümlichsten Poeten ist hierdurch zu launiger Stellungnahme angeregt worden. Wir erteilen heute das Wort:

Eugen Roth

Ein Mensch

Ein Mensch, zermürbt vom Großstadtleben,
 War schon bereit, sich aufzugeben,
 Weil er es einfach nicht mehr schaffte,
 Obwohl er Zigaretten paffte,
 Als wollt' er gradezu mit Dampf
 Betreiben seinen Alltagskampf.
 Jedoch in letzter Stunde fand
 Der Mensch ein Restchen von Verstand -
 Nicht viel - zu mehr kaum zu gebrauchen
 Als etwa: mit Verstand zu rauchen.
 Dies tat der Mensch, und er tat klug!
 Ihm wurde wohler, Zug für Zug.
 Befreit von Kettenrauchers Ketten
 Genießt er bess're Zigaretten.
 Er qualmt nicht mehr. Nach Herzenslust
 Raucht er auch jetzt, jedoch - bewußt!

ATIKAH
 SELBSTVERSTÄNDLICH führt OHNE MUNDSTÜCK
 In der neuen Rauch-Epoche

5 Pf



Der Tiger AKBAR Roman von WILLIAM QUINDT

I. Fortsetzung.

Die schöne Frau bleibt stehen, wendet sich ihm zu, der mit gesogenem Hut wie ein Bettler vor ihr steht. Dann ihre Augen, blaß das Gesicht, fäñ die Bogen der Brauen, schmaler, stolzer Nasenrücken, ein herrlicher Zug um den leicht geschwinkten Mund. — Peter Peterfen zittern die Knie. So schön ist diese Frau! Er schämt sich, und Furcht ist in ihm. Und doch hat er das seltsame Wissen: sie nimmt ihn an, sie nimmt ihn gnädig auf.

Da laßt die schöne Frau, besuchigend, spöttisch, mit einem deutlichen Unterton von Mitleid: „Sie? — Sie kleiner, dummer Junge!“

Peter Peterfen prallt zurück wie gestoßen. Das — das ihm? Nun singt sein Blut nicht mehr von Sehnsucht und Abenteuer, nun freischt es auf in irrem Haß. Note, schwirrende Kreise vor seinen Augen, violettes Flimmern, von purpurnen Blüten zerstückt — und blaß und unaussprechlich schön darin das höhnische, verächtlich mitleidige Gesicht der Frau im weißen Seidencap.

Nein, er duckt sich nicht, nimmt die Niederlage nicht hin wie Prügel in der Schule. — Hut, Haß, Nachgier sitzen auf in ihm, reißen seine Arme hoch. Weit holt er aus — und dann schlägt er mit voller Kraft seine volle Hand in das schöne Gesicht, auf dem das Lächeln lächelt.

Etwas stürzt zu Boden, etwas schreit grell in die Nacht. Irrend etwas Beißes häumt sich zu seinen Füßen. Von fern nähern sich die schnellen Schritte laufender Menschen.

Da springt Peter Peterfen über die schöne Frau, die er niedergeschlagen, springt über ihren Schrei hinweg in das Dunkel der abendlichen Straße, das ihn birgt und entkommen läßt. —

Zirkus

Auf der Reeperbahn läßt er sich wieder ein: dumpfen Wirbel im Hirn, das keinen Gedanken zu halten vermag. Bittern in allen Gliedern, weiche Schwäche in den Knieschlenken, und ein schnürendes, atemnehmendes Gefühl in der Magengegend. Es dauert lange, bis er sich wieder zurechtgefunden, bis er weiß, daß er sich im abendlichen Sanft Pauli befindet. Dann läßt er sich langsam treiben im Strom der flatternden Menschen.

Näherkommen, mäher Hufschlag eines Pferdes, klingelnde Glöckchen. Peter Peterfen wendet sich: ein Kellamengewand kommt im langsamen Borteltrott daher. Bemalte Seidenwände, von innen erleuchtet. Fuchshohe Buchstaben: „Zirkus Kaiser! Größte Schaukellung Europas! Zwei Manegen, eine Bühne, eine Rennbahn! Dreihundert Artisten! Fünfhundert erotische Tiere! Jeden Abend von acht bis elfenhalb Uhr!“

Das Pferdchen ist phantastisch aufgeputzt, der Kutcher trägt einen breiten Schlapphut und die Fellhosen der Cowboys. Und das Wort Zirkus hat einen märchentiefen, zauberhaft starken Klang.

Peter Peterfen sieht rasch auf seine Nadeluhr: halb neun, das Spiel hat längst begonnen. Aber das macht ja nichts — es geht doch bis halb zwölf! Das sind noch fast drei volle Stunden ...

Schon springt er über den Fahrdamm, eilt am Millertor vorüber, und dann leuchtet ihm — mystischer Märchenberg, von innen erleuchtet, und von tausend Lampen festlich umkränzt, leise bebend im schwachen Abendwind — das zweifelhafte Zirkuszelt entgegen.

Eine lichtüberladene Fassade. Spaziergänger stehen davor und betrachten die im Halbdreieck wiederergegebenen Figuren fremder, wilder Tiere. Musik bricht durch das dünne Gell, Lärmen, Peitschenknall, Händeklatschen. — Vor dem Zirkusgong steht ein großer, schwer gepanzerter Wagen. „Cassa“ leuchtet ein gläsernes Schild von seinem Dach. Ein Schalter ist noch offen und erleuchtet. Peter Peterfen bekommt sein Visseil, fäkt das Papierstückchen, steckt das erhaltene Wechselgeld achlos in die Hosentasche, treibt durch die Sperre, schlägt den roten Plüschvorhang zurück — und ist in einer gaudernden fremden Welt ...

Er steht in einer tiefen Schlucht. Links und rechts säumen sich die Sitzreihen bis hoch an den Rand der leinernen Wände, laufen spitz zu gegen die Mitte des Reisenraumes. Stangen, Masten, Verstellungen, Seile überall — und das wahrninnige Licht ungezählter Jupiterlampen. Dazu rast eine wilde Kapelle Synkopon.

Und durch das Wirrsal der gespannten Töne fliegt ein Chinese im leuchtend bunten Gauflerkostüm, rotterende Papierfächer in den Händen, lustig freischend. Aufgehängt am Kopf, der ein Mädchen hält an Ende — das furt über das schräg die Arena durchquerende Drahtseil.

Dann aber stürzt von irgendwoher ein Reger auf Peter Peterfen zu, sehr groß und breitschulterig, im grünen, langschößigen, äppig mit Gold ver schmürtem Paraderod — nimmt ihm die Karte ab, zerreißt sie, drückt ihm den einen Zehen wieder in die Hand, führt ihn zu seinem Platz.

Peter setzt sich still, nimmt sich keine Zeit, die Umgebung zu mustern, ist bereits gebannt von dem Spiel in den beiden Manegen. In dem einen großen, gelben Sandrondell liegt ein Chinese auf dem Rücken, streckt die nackten Fußsohlen nach oben, die halten einen endlos langen, starken Bambusstab. Und an jedem Ende dieser Stange hängt ein Rörbchen, und in jedem Rörbchen sitzt ein kleines, gelbes Chinesenkind. Nun setzt der Mann langsam die Stange in Bewegung, sie dreht sich zuerst träge, rasch und rascher dann, bis sie endlich pfeifend schnell über seinen nackten Fußsohlen rotiert. Und die kleinen gelben Kinder lachen vergnügt aus ihren schräg geneigten Rörbchen, werfen zärtlich lustige Kuchelhändchen in das Publikum.

In der anderen Manege ist ein noch gefährlicheres Spiel. Dort stellt ein Chinese einen starken Holzreißer auf, steckt drei Duzend scharfe Messer hindurch, lange, starke, geschliffene

spitze Messer. Ein Kreis von knapp einem halben Meter Durchmesser bleibt in der Mitte. Der Chinese tritt zurück, wirft das Kinn ab — knochig und sehr bager ist seine Figur im graubraunen Tricot — schlägt Rad und Fußgelenk auf der Erde, abermächtig wie ein spielender Bengel, dreht Ple-Glac und Galto, und ist dann mitten aus dem tollen Gliederwirbel heraus mit einem eleganten Beschsprung durch den engen Kreis der gefährlich starrenden Messer gefest. —

Auf der Bühne — vollkommenes Podium zwischen den beiden Manegen — agiert ein malabarischer Tischenpieler. Käst aus einem Blumentopf ein Magnoliendäumchen wachsen bis zur Mannshöhe, lockt grüne Blätter hervor und läßt, schimmernde Blüten. — Steht dann eine lange Bambusstange vor sich hin, klettert daran hinauf, legt sich mit dem Leib auf die sich krümmende Spitze — und dreht sich schnell wie ein Propeller. Dabei schraubt er sich auf und ab an der Stange, jeder in der großen Manege ringsum sieht, daß der Bambus ihm oft halbmeterlang aus dem Rücken ragt. Sonnenstrahlen streuen seine Hände, bunte Fächer, Blumen und flatternde Lauben ...

Dann ist der bunte Spul mit einem Schläge wie weggeschwift. Uniformierte Diener springen, harken den gelben Sand — und schon stampfen Elefantenherden in die beiden von rotem Plüsch gesäumten Ringe. Sie stellen sich auf die Hinterbeine, drehen sich im Walzertakt, langsam, plump — und doch überwältigend grandios. Einer packt den Dompfer mit dem Knie, reißt ihn hoch in die Luft, setzt ihn behutlich, zärtlich fast, auf seinen Nacken. Holt ihn wieder herunter, stellt ihn sach auf den Sand, dankt mit schwänzelndem Köpfchen für den Beifall ringsum. Dann bauen sie komplizierte Pyramiden, schreiten vorsichtig über den lang im Sande liegenden Dresseur, lauern sich über ihn, daß er vollkommen verschwindet unter ihren Fleckgebirgen, krümmen ihm kein Härchen dabei. Und verschwinden, wie sie gekommen sind: stampfend, leise schaukelnd, mit hochgerecktem Köpfchen. —

Wieder die harkenden Diener — und dann prescht mit Geschrei und Pistolenschüssen eine Horde schreckensvoller Reiter herein. Männer und Frauen im gleichen phantastischen Kostüm: Fuchsen-Stiefel, weite schwarze Anziehoßen, die Fuchserkette unter langschößigem Rock, den Kinnhaken an der Hüfte, die große Pelzmütze, der weiße, flatternde Mantel. — Reinen Augenblick der Ruhe. Geschrei und raelendes Tempo. Sie reiten wild und mit unvergleichlichem Elan: jetzt gestreckt auf dem Sattel stehend, nun unter den Pferdchenhängend, dann im Sande schleifend. Zeigen ihre Köpfe im Schieben, im Werfen der nadelspitzen Dolche. Lassen Pulvergeruch hinter sich, gewählten Sand und den Schrecken eines mörderischen Värms. Noch denkt Peter Peterfen an die



„Nähr dich, nicht, Walter! Vater wird dich nicht bemerken — er wird glauben, es ist gleich halb acht!“

volle Brust der einen schönen Reiterin, die schwer wie reife Früchte aus dem knappen Rock drängte — da ist der Sand voll von Clowns.

Langs, grotesk magere Gestalten, kleine von monströser Körperlichkeit. Keinem passen die Kleider. Die Großen treten sich auf die Schöße ihrer Prade, und den Kleinen sitzen die Taillenknöpfe dicht unter den Achseln. Die Gesichter sind toll geschminkt: grellweiße Waden, glühend rote Nasen, tiefschwarze Augenhöhlen. Sie prägel sich. Die Ohreigen knallen laut wie Kanonenschläge, und jeder Schlag wirkt den Betroffenen auf den Hintern, läßt seine Beine hilflos in der Luft rudern. Einer trägt eine dreifach gezipfelte Brandrote Perle, auf dem mittelfsten Schopf sitzt ein knallgelber Kanarienvogel und flötet den letzten Gassenhauer. Sehr ängstlich behütet der Rothhaarige seinen Vogel, dem die andern bösen Waben mit allen Visten und großer Gemeinheit nachstellen. Einer klettert eine Trittleiter hinauf, vorsichtig einen vollen Eimer Wasser balancierend. Auf der anderen Seite

fällt er herunter. Aber der ihm diesen Streich spielte, freut sich zu früh: er bekommt den Inhalt des Eimers über den Kopf. — Melancholisch stolpert ein Chaplin durch dieses wüste Treiben, dreht sein Stöckchen und purzelt mit befeitem Augenaufschlag grazios über alle ihm gestellten Beine. —

Pause. — Die Musik schweigt. Dem Auge sind läß die wirren und überbunten Bilder entzogen. Peter Peterfen bekennt sich, wo er ist, was ihn bewegt. Und nun ist vor seinen Augen wieder das schöne, spöttisch-hochmütige Gesicht der Frau, die er niedergeschlagen hat. — Er will nicht daran denken, will nicht. Aber selbst das eilig gefaute Programm senkt ihn nicht ab. So läßt er das Blatt sinken, setzt sich um im Zirkus.

Neues Leben in den beiden Manegen. Die Diener tragen Gitter herein, schlagen sie auf, befestigen sie, verwandeln die gelben Sandkreise in feste Käfige. Die Musik fällt jubelnd ein. Durch die niederen Laufgänge preschen Beistien herein: zwölf Eöwen springen in die eine Manege, zwölf Tiger betreten die andere.

Die Eöwen locken Peter Peterfen wenig. Fremdmo hat er gesehen, daß der Wäitenkönig selge ist und sehr verfallen. Aber die Tiger scheinen ihm über alle Beschreibung schön. Das Weiß ihres Felles, die samtischwarzen Streifen darin, das Weiß des Bauches, der kurzen Halskrause, das brennende Rot des geöffneten Rachens ...

Ein Uniformierter tritt rasch durch die doppelt geficherte Tür zu ihnen in die Arena, läßt die Peitsche knallen, treibt die Sämmigen mit dem Stachel an der langen Holzstange. Sie brüllen, sauchen und liegen dann doch artig auf ihren Plätzen, rings am Gitter der Manege. Einer tritt vor aus dem Halskreis, befeitet sauchend eine große Kugel, die im gelben Sande liegt, der Wandler knallt und knallt mit der Peitsche, der Tiger brüllt und saucht — und setzt die Kugel in Bewegung, läßt sie quer durch die Arena rollen, bleibt oben, bewahrt sicher sein Gleichgewicht. Ein Fleischstückchen bekommt er am Stachel gereicht — zur Belohnung. Er verschlingt es gierig, saucht noch einmal, kehrt schnell auf seinen Platz zurück, brüllt dann wütend. —

Andere zeigen ihre Künste, springen durch papierverklebte und durch brennende Reifen, bauen Pyramiden. Jede ihrer Bewegungen ist vollendet schön, grazios, elegant. Sie sauchen, brüllen — und der strenge Dunst ihrer Leiber fällt die weite Zirkushalle. Verächtend schön, berauschend gefährlich. Peter Peterfen sieht, daß in diesen Tieren ein heißeres Leben ist, ungeheure Mächtigkeiten, nie geachtete Erfüllungen. Ein Tiger sein! — Gewiß nicht in der Gefangenhaft, nein, in der Freiheit der Dschungel ... Die Bilder verbleichen sich, Peter Peterfen träumt von dem Duft, dem Glanz und dem Farbenrausch tropischer Ferne, aber wie er sich wieder zusammenreißt, fähend, daß er eine schöne Wirklichkeit ungenossen verstreichen läßt, ist die Peise auch schon zu Ende, gleiten die Raubklagen rasch und geschmeidig durch den engen Gang hinaus, und der Dompfer verbeugt sich wieder und wieder vor dem begeistert applaudierenden Publikum.

Dann reiten Herren im Frack und Jolinder edle Pferde in allen Gangarten der hohen Schule, lassen sie steigen und langen, wundervoll schreiten und anmutig galoppieren. —

Langsam besteigt eine schöne Frau im brokatenen Abendmantel den Blutrotten Samt der Bühne. Läßt das Cape zu Boden gleiten, breitet lächelnd die weißen Arme nach allen Seiten schön und schlank im sehr eleganten Abendkleid, gepudert geschminkt und eine große, weiße Perle auf dem Kopf. Ein Strich senkt sich auf sie herab. Diener befestigen einen kleinen, birnenförmigen Knebel an seinem Karabinerhaken. Sorgsam prüft die schöne Frau die Vorrichtung auf ihre Festigkeit. Dann nimmt sie das helle Leder der Birne in den Mund, beißt fest die Zähne übereinander. Breitet die Arme aus — da legen die Diener sich in die Winde. Langsam schwebt die Frau in die Höhe ... An den Vogenlampen vorbei, an Seilen und Sparran, an den Klammern der Trapeze, hinauf bis in die äußerste Spitze der Kuppel.

Dort hängt sie still, dreht sich nur langsam halb um sich selbst, wieder und wieder, hin und zurück, eins mit dem Seil, weit ausgebreitet die Arme. Peter Peterfen wirft einen raschen Blick in die Mittelspalte des Programms. „Madame fernande!“ liest er. „Die schwebende Dame unter der Zirkuskuppel. Unerreichte Bahnquilibrium!“

Wie er wieder den Kopf hebt, sieht er sie das Abendkleid abstreifen. Weiß und seiden flattert es herab. Delfous folgen. Wie die schwebende Frau endlich nach den Achselbändern der Kombination greift, sichern rings die Mädchen, harren die Männer belustigt und gespannt. Der zartrosa Seidenglanz gleitet über die schönen Beine, schwebt zu Boden. Im smaragdgrünen Tricot hängt da oben die schöne Frau, wie eine seidene Pant legt es sich über die schönen und edlen Linien des vollendeten Körpers. Schillerndgrüne Seide und die weiße Perle. Und nur ein blauer Farbsack noch am Ausschnitt: ein kleiner Weilschrank. Den löst die Hängende mit rascher Hand, schleudert ihn hinein in das Publikum — und Peter Peterfen kauft ihn, ganz jubelndes Blick über das köstliche Geschenk des Augenblicks.

Der Wurf ist Signal gemeldet: sehr schnell lassen die Diener die Frau nun wieder herab. Einer legt ihr den Brokatmantel über die Schultern, sie raßt ihn eng zusammen, neigt sich viele Male vor dem lärmenden Publikum, hochrot unter der Schminke. Schließt dann mit den anderen Artisten schnell hinaus, und ein Uniformierter trägt ihr die Kleider nach. —

Nun erst kommt Peter Peterfen dazu, mit beglückten Augen den kleinen Blumenstrauß in seinen Händen zu betrachten. Er hebt ihn gegen sein Gesicht, sieht dann verwundert auf die blauen Blüten. Sie duften nicht, nicht nach Weilschen — der Duft von Springen ist an ihnen. Er dreht und wendet das Unkett. Gold bligt an: eine Nadel hält die blassen Stengel zusammen, eine schmale, zifelierte Spange mit drei wasserklaren Steinen auf dem gewölbten Rücken.

Er fäkt es im Augenblick: das wollte die schöne Frau nicht, das ist für sie ein Verlust, der sie betrüben wird. Und dann durchzuckt es ihn schon: er wird ihr die Spange zurückbringen! Seligkeit, sich der Schönen, Fremden, Fernen nähern zu dürfen! Die Künstlerin, an der eben schnitauend Augen gehangen haben wird mit ihm sprechen, mit ihm, Peter Peterfen!

(Fortsetzung folgt)

Bestrafter Geiz

Drei kleine Geschichten von keinen Betrügern

Von unserem römischen Vertreter Egon Heymann

Der falsche Draht

Luigi Manfredini aus Camigliano war ein bescheidener Mann. Er kannte kein größeres Vergnügen, als nach getaner Arbeit des Abends den Klängen des Rundfunks zu lauschen. Leider trieb er die Bescheidenheit etwas zu weit; er wünschte sein Vergnügen ganz unisoni zu genießen. Lange dachte er darüber nach, wie er wohl die Töne, die mit seinem alten Detektorapparat nur sehr leise und fern im Kopfhörer zu vernehmen waren, zur Erreichung wahren Genusses verstärken könne. Und schließlich kam er auf eine geniale Idee. Jeden Abend um 8 Uhr öffnete er von nun an das Fenster, schraubte einen dünnen Draht über die unweit des Fensters gespannten Telefondrähte, legte sich dann friedlich zu Bett, streifte die Kopfhörer über und lauschte mit höchstem Genuß den neuesten Opernübertragungen aus der Mailänder Scala, den Nachrichten und was es sonst zu hören gab. Früh ehe er das Haus verließ, zog er regelmäßig den Draht wieder ein.

Jedoch während Luigi allabendlich den schönsten Empfang hatte, konnten die Carabinieri in der nahe gelegenen Polizeiwache von abends 8 bis früh um 7 Uhr überhaupt nichts hören, denn Luigi hatte sich als Antenne ausgerechnet die Telefonleitung der Polizei ausgefacht. Und das konnte nicht gut gehen. Monteur und Elektrotechniker untersuchten Nächstelang sämtliche Telefone der Polizeiwache, die Hausleitungen und die Klappenschränke in der Zentrale. Sie fanden nichts. Bis eines Nachts die ganze Schar mit Lampen und Leitern auszog, die Außenleitung zu kontrollieren. Da stießen sie dann auch auf Luigis Draht. Und ehe noch Luigi am Morgen seine Antenne einziehen konnte, war er bereits geschknapp. Nun ist ihm seine Erfindung leider doch noch sehr teuer zu stehen gekommen; seinen Apparat wurde er los, Strafe für Schwarzhören muß er zahlen und wegen der Beschädigung einer amtlichen Telefonleitung wird er wohl gar sitzen müssen, natürlich ohne sich dabei die Langeweile mit Radiohören vertreiben zu können.

Der wiederauferstandene Pompeo

Pompeo Arigo wollte sein Glück machen; er wollte viel Geld verdienen und ein reicher Mann werden. Ein löblicher Vorsatz, gewiß, nur wollte Pompeo leider dieses schöne Ziel erreichen, ohne zu arbeiten, und er fand, dafür sei sein Heimatort Andria zu klein. So wanderte er in die große Stadt Turin und eröffnete dort ein „Büro für Finanz-Beratung“. Obwohl er in der Wahl seiner Geschäfte äußerst großzügig war, kam er aber nicht zu Reichtum, sondern nur zu Schulden. Der drängenden Gläubiger wurden immer mehr, Pompeo mußte bald nicht aus noch ein. Da beschloß er, erst mal für einige Zeit aus dem ungemütlichen Turin zu verschwinden, ohne sich vorher abzumelden, verheißt sich. Nach einiger Zeit traf ein Schwarzumrandeter Brief ein: „Im blühenden Alter von 32 Jahren, als ihm das Leben in vollstem Glanze lagelte, verschied an einer plötzlichen, grausamen Krankheit der Kaufmann Pompeo Arigo“... uvm. Sehr beifolien zeigten sich die Gläubiger, die alle die gleichen Briefe erhalten hatten.

Herr Matteo Cattaneo, einer der Gläubiger, hatte sein Guthaben bei Pompeo auch längst abgeschrieben, als er eines Tages auf einer Geschäftsreise in Mailand in einer Bar einen Mann bemerkte, der dem verstorbenen Pompeo erstaunlich ähnlich sah. Matteo schaute sich den Doppelgänger des toten Finanzberaters näher an, ging dann auf ihn zu und sagte mit ernster Stimme: „Da sind also die Toten wiederauferstanden!“ Pompeo — er war es leibhaftig — war dieser Lage nicht gewachsen. Er wurde abwechselnd rot und blaß, murmelte etwas zwischen den Zähnen und machte nur einen schüchternen Versuch zu tun, als wisse er gar nicht, was Herr Cattaneo eigentlich von ihm wolle. Nun, da wußte das ganz genau, ging zur Behörde und ließ zunächst einmal das „Büro für Vertretungen und Finanzberatung“ schließen, das Pompeo mit einem Teilshaber in Mailand eröffnet hatte. Pompeo aber wird das Wunder seiner Wiederauferstehung wohl demnächst vor dem Richter etwas näher erläutern müssen.

Die gestörte Hochzeitsnacht

Man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Diese weise Lebensregel hätten auch Armando und Vittorina, ein Hochzeitspaar aus Crossetto beherzigen sollen, statt zu versuchen, aus schmödem Geiz die Hochzeitsgäste um das Festmahl zu betrügen. Sie hatten sich bei der Traueremonie in der Kirche im Glanze einer großen Gästeschar gesonnt, nach der Rückkehr aus der Kirche aber erklärten sie den verdutzten Gästen, die vergnügt und hungrig des guten Antipasto, der Minestra, des Lammbratens, der Hühner, Salate und Weine harrten, die bei so einem Hochzeitschmaus gemeinhin verillgt werden, leider zwingen ein Irrtum des Fahrplanes sie, zu ihrem größten Bedauern sofort zu der geplanten achtstägigen Hochzeitsreise aufzubrechen. Es läßt ihnen schredlich leid, aber man werde ja verstehen, daß sie die Nacht nicht in Crossetto verbringen wollten. Darauf nahmen sie in einem Metauto Platz und fuhren, begleitet von den „besten Wünschen“ zum Bahnhof. Diese Enttäuschung verbreitete sich unter der Gästeschar, als sie merkte, daß mit dem Brautpaar auch jegliche Aussicht auf den Hochzeitschmaus entschwinden war. Einigen — es werden wohl die „guten Freundinnen“ der Braut gewesen sein — kam die Sache verdächtig vor; sie holten den Fahrer des Mietwagens und hörten nun, daß das junge Paar überhaupt nicht zum Bahnhof gefahren war, sondern in einen sehr nahe gelegenen Ort, wo sie ihr Nest aufgeschlagen hatten, um vergnügt und allein zu schmausen und Hochzeit zu feiern. Die Gäste schworen Rache und — es war schon beinahe Mitternacht, als Armando und Vittorina Panzera durch einen schredlichen Lärm erschreckt wurden, der sich unter ihren Schlafzimmern erhob. 20 Hochzeitsgäste waren gekommen, dem jungen Ehepaar ein Ständchen zu bringen. Armando und Vittorina verhielten lange der grauslichen Katzenmusik zu widerstehen und gaben keinen Ton von sich. Aber die hungri- gen lärmten solange, bis das Ehepaar am Fenster erstickte. Armando und Vittorina blieb nichts anderes übrig: sie mußten die hungrige Schar in ihr Liebesnest eindringen lassen und herausrücken, was Küche und Keller boten. Die Gäste ließen sich wohl schmecken und blieben sitzen bis zum andern Morgen, zur größten, aber verdienten Enttäuschung Armando und Vittorinas, die sich die Hochzeitsnacht etwas anders vorgestellt hatten.

Diebe am Wäscheschrank!



Herr Müller ist böse!

Eins seiner guten Hemden, die er noch gar nicht lange trägt, ist schon schadhast geworden! Wie kommt das? Frau Müller wäscht ihre Wäsche in hartem Wasser und die Kaltteilchen des harten Wassers setzen sich im Gewebe fest, sie machen es hart und spröde. Solche Wäsche wird oft vor der Zeit brüchig. Das sind

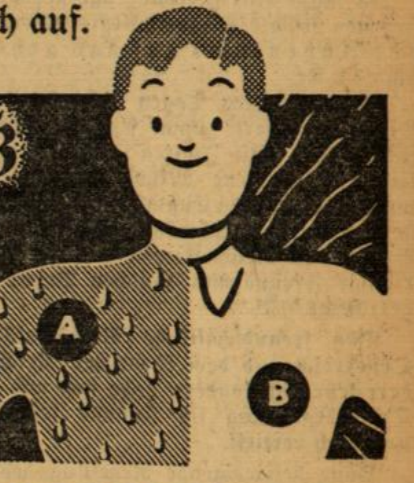


Diebe am Wäscheschrank die Ihnen Jahr um Jahr erheblichen Schaden zufügen können. Waschen Sie deshalb Ihre Wäsche so, daß sie vor solchen Nachteilen bewahrt bleibt. Richtig gepflegte Wäsche muß frei von schädlichen

Kalkablagerungen sein, sie muß porös und luftdurchlässig sein, denn nur solche Wäsche nimmt die Absonderungen des Körpers richtig in sich auf.

Schweiß

- A ... wie er am Körper haftet
- B wie er durch die Wäsche aufgenommen wird



Für das körperliche Wohlbefinden ist luftdurchlässige Wäsche sehr wichtig! Man spricht bei solcher Wäsche von



Das wertvollste an einem Waschmittel wie Persil ist nicht nur, daß es die Wäsche frisch und sauber hält, sondern daß es die Wäsche vor Verkalkung und vorzeitigem Verschleiß schützt! • Es ist deshalb

ein großer Schritt vorwärts,



daß Persil nicht nur die Wäsche blütenweiß macht, sondern auch solche Wäschestücke, die schon von früher her „verkalkt“ sind, nach einiger Zeit wieder tadellos weiß und porös macht!

Nicht nur gewaschen, nicht nur rein-persil-gepflegt soll Wäsche sein!

Ungarns nationales Aufbau-Programm

Eine Milliarde für die innere Gesundung — Daranis außenpolitischer Kurs

Budapest, 6. März. Der ungarische Ministerpräsident Daranyi gab gestern in einer Versammlung der Regierungspartei in Raab das sachliche Aufbauprogramm seiner Regierung bekannt und nahm hierbei eingehend zu den grundsätzlichen innen- und außenpolitischen Problemen Stellung.

Im Laufe seiner Rede machte Ministerpräsident Daranyi davon Mitteilung, daß die Regierung ein inneres Aufbauprogramm in einer Gesamthöhe von einer Milliarde Pengs vorbereite. Die Mittel müßten von der ungarischen Nation aus eigenen Kräften aufgebracht werden. Der größere Teil werde dem Ausbau der Landesverteidigung dienen.

Die Staatsführung werde allen Bestrebungen, die, sei es offen oder im Geheimen, dem Bolschewismus Vorparaden leisten wollten, auf das schärfste und entschiedenste entgegenzutreten. Der Bolschewismus suche häufig in getarntem Gewande seine verheerende Arbeit zu verrichten. Die Regierung werde aber seine Pirschen nirgends und niemals anerkennen.

Es müsse eine gerechte Lage geschaffen werden, die das bestehende soziale Mißverhältnis abschaffe und den Einfluß des Judentums auf das gehörige Maß zurückbringe.

In den letzten Tagen habe sich die außenpolitische Lage verbessert, zumal England jetzt in unmittelbaren Besprechungen mit Italien und Deutschland auf freundschaftlichem Wege jene Mißverständnisse aus der Welt schaffen wolle, die zwischen England und den die Achse Berlin-Rom bildenden beiden Großmächte noch beständen. Der jüngste Polenbesuch des Reichsverweisers habe die jahrhundertalte aufrichtige Freundschaft zwischen Polen und Ungarn noch mehr bekräftigt.

Das freundschaftliche Verhältnis Ungarns zu Italien, Desterreich und dem Deutschen Reich sei nicht nur unverändert sehr gut, sondern habe sich, wie auch auf der Budapestier Dreierbegegnung im Januar festgelegt wurde, gegenseitig nur noch vertieft.

Ohne befriedigende Regelung des Schicksals der Minderheiten könne ein normales Verhältnis zwischen Ungarn und den Staaten der Kleinen Entente nicht zustandekommen.

Ungarns redliche Absichten seien allgemein bekannt. Im Dienste der Schaffung des wirklichen Friedens dürfe es der Entwicklung der Zukunft mit Vertrauen entgegengehen. Die Vertreter Desterreichs und Italiens hätten die völlige Gleichberechtigung Ungarns auf dem Gebiete der militärischen Aufrüstung anerkannt. Der Ausbau der ungarischen Armee werde der Sicherheit der Nation dienen, das unabhängigkeitbewußt sei und das innere Selbstgefühl Ungarns steigern. Es würden deshalb von der ungarischen Nation auch noch weitere Opfer zum vollständigen Ausbau der nationalen Wehrmacht erwartet.

Es sei gelungen, die Fundamente des wirtschaftlichen Lebens unversehrt zu erhalten. Nun müsse eine kraftvollere Landesverteidigungspolitik einsehen. Für diese Politik bedürfe es eines auf mehrere Jahre ausgedehnten Programms dessen Grundlagen im Einvernehmen mit dem Finanzminister und dem Präsidenten der Ungarischen Nationalbank festgelegt würden. In Verwirklichung dieses Programms werde eine Reihe von Gesekentwürfen dem Reichstag unterbreitet werden. Inflationsversuche würden nicht unternommen. Das Programm der Regierung werde auf der Tätigkeit der Privatwirtschaft aufgebaut sein. In der Dauer der Durchführung könne man ungefähr mit einer Periode von fünf Jahren rechnen. Der größere Teil des Regierungsprogramms, ungefähr 600 Millionen, solle durch eine einmalige besondere Belastung des Vermögens erfolgen. Die größere Last werde den zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen auferlegt werden. Vermögen unter 50 000 Pengs werden nicht belastet, ebenso wenig die Obligationen. Gegenüber dem Agrarvermögen soll billig vorgegangen werden.

Zum Schluß bezeichnete Daranyi als allernächste Aufgaben die Schaffung eines Pressegesetzes, das auch die Schaffung einer Pressekammer vorsehe, Regelung des Drucker-

gewerbes, staatliche Arbeits- und Dienstbotenvermittlung, Ernennung eines Regierungskommissars für Fremdenkontrolle, nachdrücklichere Geltendmachung der nationalen Gesichtspunkte beim Bodenerwerb, ärztliche Untersuchung vor der Eheabschließung, Beschleunigung der Siedlungsaktion, Rationalisierung der landwirtschaftlichen Produktion, Entwicklung der landwirtschaftlichen Kredite usw.

Die Rede des Ministerpräsidenten wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Auch Jugoslawien erhöht den Wehretat

Belgrad, 6. März. In der Stupischina, die das Budget des Heeresministeriums behandelte, reifertigte Kriegsminister Maritsch die gegenüber dem Vorjahr vorgenommene Erhöhung des Heeresbudgets um 313 auf 2775 Millionen Dinar, indem er darauf hinwies, daß die jugoslawische Armee in diesem Jahre technisch weiter vervollkommen werde. Entsprechend den Erfahrungen, die in den letzten Jahren auf den Kriegsschauplätzen in Abyssinien, China und Spanien gemacht werden konnten, sei die Regierung bestrebt, die Motorisierung der jugoslawischen Armee möglichst zu beschleunigen.

England-Irland — eine harte Auf

Neue Verhandlungsschwierigkeiten

S. London, 6. März.

Drahtbericht unseres Vertreters

In der Fortführung der englisch-irischen Verhandlungen haben sich in den letzten 24 Stunden größere Schwierigkeiten eingestellt, als man in den letzten Tagen noch erwartet hatte. Infolgedessen ist es nicht möglich gewesen, noch bis zum Freitag abend diesen englisch-irischen Handelsvertrag zu paraphieren, und man will daher vielmehr die Beratungen am nächsten Dienstag fortsetzen, da Ministerpräsident de Valera bis zu diesem Termin noch Zeit hat und am Mittwoch wegen der Sitzung des Landtages wieder nach Dublin zurückkehren muß. Ob sich bis dahin eine Klärung der noch strittigen Fragen wird ermöglichen lassen ist noch nicht bestimmt. England liegt besonders daran, die Ausfuhr landwirtschaftlicher, besonders von Mollereiprodukten nach Irland zu steigern, um damit dem schwer darniederliegenden englischen Bauernstand etwas auf die Beine zu helfen. De Valera scheint keinerlei „bringende Wünsche“ vorgebracht, sondern vielmehr nach der englischen Weigerung sich zur irischen Teilungsfrage eingehend geäußert zu haben und er ließ durchblicken, daß er ja „eigentlich“ Zeit habe, und ruhig warten könne, bis England auch ihm entgegenkomme. Diese Haltung ist insofern bemerkenswert, als der neue Staat Irland nichts zu verlieren hat.

Die innere Befriedung Desterreichs

Dr. Schuschnigg: „Wir müssen wieder zueinander finden“

Wien, 6. März. Im Museum für Kunst und Industrie wurde am Freitag eine österreichische Presseausstellung eröffnet. Dabei hielt Bundeskanzler Dr. Schuschnigg eine Rede, in der er zunächst auf die Aufgabe der pflichtbewußten Publizität unter den jetzigen Spannungen in der Welt verwies. Auf das Abkommen von Berchtesgaden Bezug nehmend, erklärte der Bundeskanzler dann u. a., es liege zweifellos eine Entwicklung vor, die nicht ohne gewisse Uebergangsercheinungen vor sich gehen könne. Wenn das Werk, das, zwischenstaatlich betrachtet, den deutschen Frieden, innerstaatlich die innere Befriedung genannt werde, wirklich gelingen solle, dann müsse mit Einsatz aller Kräfte eine neue Zeit herbeigeführt werden, die auf alten Grundsätzen aufbaue. „Diese Grundsätze“, betonte der Bundeskanzler u. a. weiter, „brücken unserem Vaterlande den Charakter eines deutschen und sozial bewußten Landes auf. Diese Grundsätze, die unter allen Umständen jedermann die gleiche Behandlung vor den Gesetzen sichern, in die neue Zeit hineinzustellen, der neuen Zeit anzupassen, das ist es, was wir durchsetzen müssen. Ich bin der Auffassung, daß man in einem wirklich verständnisvollen Sinn wieder zueinander finden soll, so, daß der eine, der seit Jahren in der Vaterländischen Front und ihren Organisationen als Träger des vaterländischen Gedankens stand und steht, keine Scheu davor findet, das Wort „deutsch“ auszusprechen und daß der andere, der im nationalen oder im nationalsozialistischen Lager steht, keine Scheu davor hat, das Wort „österreichisch“ auszusprechen.

Hodzjas falsche Blickrichtung

Der tschechische Ministerpräsident Hodzja hat zur Außenpolitik gesprochen. Er hat sich dabei auch mit den Verhältnissen der Tschechoslowakei zum Deutschen Reich unter besonderer Berücksichtigung des Minderheitenproblems befaßt. Selbstverständlich hat niemand von ihm verlangt, daß er bei dieser Gelegenheit Tschechen entwickeln würde, die unweigerlich seinen Sturz herbeigeführt hätten. Aber von dem Chef einer jeden Regierung darf eine sachliche Einstellung zu den zur Debatte stehenden Dingen gefordert werden. Hodzja indessen hat eine Blickrichtung gewählt, die zwar den tschechischen Chauvinisten gefällt, die aber doch grundsätzlich falsch ist und die ihn daher auch dazu verführt hat, sich Formulierungen zu bedienen, die man nicht un-

widersprochen hinnehmen kann. Er hat gemeint, an der Tatsache, daß die Interessen unserer Volksgenossen außerhalb des Reiches auch unsere Interessen sind, Anstoß nehmen zu müssen, wobei er schließlich soweit ging, von einer Einmischung in die inneren Verhältnisse der Tschechoslowakei zu sprechen und auch leicht mit dem Säbel zu raseln.

Das sind Worte und Gesten, wie sie zwar einer bestimmten Auslandspresse sehr willkommen sind, aber keineswegs den tatsächlichen Verhältnissen gerecht werden. Weber hat Deutschland die Absicht, sich in die inneren Angelegenheiten der Tschechoslowakei einzumengen, noch treibt es eine Politik, die die Tschechoslowakei nötigen könnte, sich mit allen ihren Kräften zu verteidigen“. Deutschland nimmt sich lediglich der Interessen der millionenstarken Gemeinde seiner Volksgenossen im Ausland an. Das ist nicht nur kein gutes Recht, das ist auch vom gesamteuropäischen Standpunkt aus betrachtet keine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit. Herr Hodzja wird zugeben müssen, daß die Völker Europas einander wesentlich freundlicher gegenübersehen würden, wenn man den Minderheiten die Rechte gegeben hätte, die ihnen zustehen. Dieses Bekenntnis finden wir leider in der Hodzja-Rede nicht. Dafür hat der tschechische Ministerpräsident der Sudetendeutschen Frage eine Erläuterung mit auf den Weg gegeben, in den eigentlichen Tatbestand verflechtet, das Tschechentum dagegen geradezu ermuntert, in der bisherigen Weise das Tschechtum weiter zu bekämpfen. Denn er stellt die Gesamtsituation als normal hin, obwohl die Tschechen eine Fülle von Gesetzen und gesetzlichen Bestimmungen haben, die dazu bestimmt sind, den Vernichtungseffekt gegen die Deutschen zu beschleunigen. Wir könnten Herrn Hodzja ein Bild von dem Elend des Tschechtums in der Tschechoslowakei zeigen, das recht schlecht zu seinen Worten paßt. Er wird es uns also nicht übel nehmen dürfen, wenn wir uns auch in Zukunft für das Schicksal unserer Volksgenossen interessieren. Dieses Interesse richtet sich jedoch nach den Bedingungen, unter denen die Sudetendeutschen ihr Leben zu fristen haben. Die Bedingungen stammen von der tschechischen Seite. Es sollte uns freuen, wenn sie endlich einmal neu gefaßt und mit den Lebensrechten der deutschen Minderheiten in Einklang gebracht werden würden. Solange selbst noch der tschechische Ministerpräsident die Sudetendeutschen Frage mit einer falschen Blickrichtung betrachtet, zeichnen sich Anlässe für einen Fortschritt auf diesem Gebiete jedoch nicht ab.

Wir hören mit / Funk-Wochenspiegel

„Maestro“

Kaum treffender konnte das Motto des fünften Abends des Stuttgarter Hän del- Z yklus gewählt werden. Denn sein Inhalt — durch die kurzen Szenen des Rahmenstücks von Karl König verdeutlicht — war letztlich jener majestätische Händel, der mit einem König auf gleichem Fuße verhandelte. Dabei war dieser König derselbe Georg, der als Kurfürst von Hannover seinem Hofkapellmeister Händel Urlaub nach England gegeben hatte, um ihn nie mehr am hannoverschen Hofe zu sehen! Doch Händel belohnte — hier wie beim königlichen Auftrag des „Utrechtser Teufels“ — zur Klugheit des Genies auch die Klugheit des Diplomaten. Als der großtätige König am 22. August 1715 an einem der beliebtesten sommerabendlichen Wasserfeste auf der Themse teilnimmt, nähert sich der königlichen Barke, auf der man eben die Viola d'amore-Sonate von Ariston spielt, ein mit fünfzig Spielern pompös bedecktes Musikschiff: Händel ist der Maestro und, was mit beäugelndem Klang herüberbrüllt, ist keine Wasserflut, die großartige Serenade, mit der er nicht umsonst seinen König zu gewinnen hofft. Ihre rauschende Festlichkeit, Urgestalt einer Musik, an deren geistreicher und chevaleresk empfundener Unterhaltung sich ein Jahrhundert bis Mozart hin erfreute, schlägt über der Versöhnungszene zusammen. Der deutsche Musiker hat sich mit der bezwingenden Kraft seiner Persönlichkeit und der königlichen Anmut dieser Musik einen mächtigen Freund erworben, der ihm auch in dunklen Tagen treu bleiben sollte.

Die von Prof. Carl Leonhard geleitete Aufführung erhob nach der inigen Grazie der italienischen Sonate (Karl Böhlér, Sven Venzinger) die „Wasserflut“ zum Glanz ihrer festlichen Schönheit.

Wilhelm Busch

Mit dem wachsenden Wissen um den Wert kleiner, intimer Stunden im Kunst (noch besser: Halbstunden!), in denen man mit irgend einem unbekanntem Sprecher gleichsam auf Du

und Du kommt, wird allgemach auch Wilhelm Busch der gehörige Funk-Platz zuteil. Es bedarf ja so geringen Aufwands, uns in den Bann seiner lächelnden Weisheit zu ziehen. In der Stuttgarter Reihe „Die großen deutschen Meister“ verammelte Kurt Ewen Spöck die schönsten der unvergänglichen Gestalten Buschs zu einem bunten Stelldichein, dem Meister ein Denkmal zu bereiten. Es war ein edler und ergötzlicher Wettstreit aller Kräfte, die Busch unterbreitlich gemacht hat, bis Buschs Stimme von oben zum ähligen Schluß führte: das beste Denkmal für ihn sind die Geschöpfe seiner Witze. In ihnen lebt der Meister in den Herzen unseres Volkes fort. Das artige Spiel mit Verlen Busch war in der von Hans Bremer humorvoller Musik hübsch pointierten und ausgezeichnet durchcharakterisierten Spielform Dr. E. K. Fischer ein schöner Gewinn.

Zwischen Heimat und Fremde

Eine an unsere großen volksdeutschen Aufgaben gemahnende Frankfurter Stunde lud zur Einkehr bei Maria Kahle, der westfälischen Dichterin, die in Wort und Werk über die Heimat hinaus in die Welt der Auslandsdeutschen gewachsen ist. Ihr „Deutsches Herz zwischen Heimat und Fremde“ (so heißt ein Gedichtband von ihr und war auch diese Sendung betitelt) hat Maria Kahle in kämpf- und schicksalsreichen Jahren, auf Wanderungen zwischen Heimat und auslandsdeutschen Volksgenossen wahrhaft stark bewiesen. An der Hand ihres Buches ließ Frankfurt (unter Reichs Leitung) die Hörer zu den deutschen Vätern und Schwärmern in der Welt wandern, und der tiefste Eindruck der Stunde war, daß diese Frau frei von falscher Sentimentalität als Schwester empfindet und im höchsten Sinne Liebe zur Heimat weckt.

Klänge aus fünf Jahrhunderten

Eine Stunde in der Musikabteilung des Stuttgarter Landesgewerkschaftsmuseums rief „Klänge aus fünf Jahrhunderten“

wach. Hans Joachim Stoevelands Führung kennzeichnete kurz die teils musikgeschichtlich interessanten, teils klangerfüllten Instrumente der Sammlung, auf denen die Pianistin Else Herold jeweils Musik der Zeit spielte. Im wesentlichen wurde nämlich der Weg vom Cembalo über das Klavier zum Hammerklavier und zu den Anfängen der im modernen Flügel gipfelnden Entwicklung beleuchtet. Dabei ergab sich, abgesehen von der Bekanntheit mit einem in der Klangverbindung reizvollen, wenn auch abstrusen Orgelklavier, die Feststellung, daß nicht Weniges, u. a. auch von Mozart und Beethoven, im Originalklang d. h. auf dem Instrument gespielt, das dem Komponisten zu seiner Zeit zur Verfügung stand, eine ganz andere Klangsprache spricht, als sie uns von der Wiedergabe auf einem modernen Instrument vertraut ist.

Im Zusammenhang mit dieser historischen Wanderung durch die Entwicklung des Klavierklangs gewann die in jedem Betracht merkwürdige Entfaltung eines neueren Werks aus der Klangfülle und Tonhöhenbreite eines modernen Klügels, wie sie Ely Ney mit der Wiedergabe von Brahms B-dur-Klavierkonzert (mit dem Frankfurter Orchester unter Friedrichs Leitung) hat, neue Bedeutung. Ely Neys Meisterhaftigkeit weiß auch das trostige Scherzo in der heiter-verwärmten Klangfülle dieses Konzerts zu rechtfertigen.

Aus Melodien verklangener Tage wußte Franz Felix in einer „Wiener Stunde“ (Frankfurt) den kaum deutbaren, aber immer wieder wirksamen Zauber der glücklichen Stadt. Das romantische, von schöner Begeisterung des Wienerers erfüllte Manuskript mied errettend den bekannten Gefühlsdusek. Umso nachhaltiger war der Eindruck der Wienerlieder, köstlicher Perlen aus dem unerlöschlichen Viedschaf eines singfrohen Volkes, die Marina Urfica und Franz Felix farbige und echt im Ausdruck sangen. Fris Kullmann und Heinz Schräder schufen mit Wiener Walzern (für zwei Flügel bearbeitet von Schürter) den lebenswichtigen und vertrauten Stimmungshintergrund der aparten Sendung. Hermann L. Mayer.

„Knax“ - machte der Lautsprecher!

Wie ich meinem Rundfunkapparat sein bösarliges B tragen austrieb

Ein Rundfunkgerät ist, wie jedermann weiß, eine durch- aus erfreuliche Errungenschaft unserer Zivilisation. Abgesehen von gewissen Mißbräuchen. Zum Beispiel die Morgengymnastik, die einem aus süßem Schlummer reißt. Aber dafür kann ja nun das Rundfunkgerät nicht, sondern daran sind wieder einzig und allein die Menschen schuld. Woran sind sie eigentlich nicht schuld? Jedenfalls, es wird niemand bestreiten wollen, daß der Rundfunkapparat heute zum trauten Heim gehört wie der Strickrumpf, die Zeitung oder die Filz- pantoffeln. Ja, man könnte vielleicht sogar die Feststellung treffen, daß der Rundfunk zur Förderung des ehelichen Friedens ein wesentliches beigetragen hat. Man werde sich nur einmal darüber klar, wieviel mühsam dahingeschleppte häus- liche Gespräche durch verhältnismäßig gute Musik ersetzt werden können. Oder wie lange man sich gegenseitig über die Wahl der Sendung streiten kann. In beiden Fällen hat man doch Unterhaltung oder Gesprächsstoff.

Natürlich habe ich auch ein Rundfunkgerät. Ein sehr schönes sogar. Aus dunkelbraunem Nußbaumholz, poliert. So stand wenigstens auf dem Prospekt. Es stand noch viel mehr auf dem Prospekt. Zum Beispiel, Duo-Diode, Krastendiode, Niederfrequenz, Drehfondensator oder Doppelweg-Gleich- richter. Komische Namen sind das. Eigentlich könnte genau so gut Oelradinen, Petroleum oder Himbeersaft dahetern, ich wähle damit ebenwenig etwas anzufangen. Trotzdem, ich war hochzufrieden mit meinem Apparat. Vorne konnte man an drei Knöpfen drehen. Dann kam entweder Musik, pfeifendes Quietschen oder eine seltsame Geräuschkombination als ob dröhnende Prellkammer, schnarrende Riesen und kreis- laufende Bandagen miteinander wetteiferten. Mit der Zeit kam ich drauf, daß es nur mit der Musik seine Nützlichkeit hatte. Das andere gehörte nicht dazu. Meine Frau hatte das gleich bezweifelt. Aber Frauen sind ja immer so vorsichtig in ihren Urteilen. Zudem haben sie ja von Technik keine Ahnung.

Also, wie schon betont, ich war restlos zufrieden mit meinem Apparat. Bis der Kerl eines Tages Mucken bekam. Das heißt Mucken kann man eigentlich nicht sagen. Es war mehr ein Krachen. Obwohl das auch wieder die Situation nicht genau wiedergibt. Man könnte es vielleicht am besten mit dem kurzen, harten Taden eines Maschinengewehrs ver- gleichen. Wenigstens stelle ich mir das Schießen eines Ma- schinengewehrs so vor. Mein Freund Fritz behauptet zwar Maschinengewehre würden hellen. Aber der kennt das auch nur vom Film her. Jedenfalls, es war ein ganz gemeines, hinterlistiges Krachen in meinem Apparat. Sehr unterschied- lich kam das. Aber ganz bestimmt, wenn wir Besuch hatten. Manchmal machte es nur alle zehn Minuten „Knax“, manch- mal aber ging es in Sekundenströme: Knax—Knax—Knax—Knax—Knax—Knax—Knax. Und ich behauptete, doch wie ein Maschinengewehr. Hundsgemein ist sowas. Wenn es knackt wird man verrückt und wenn es nicht knackt wartet man darauf.

Ich drehte an sämtlich verfügbaren Knöpfen, Steedern und Schrauben, verbot meiner Frau unter Androhung der Schei- dungslage, sich dem Apparat noch ein mal mit dem Staub- tuch zu nähern. Ich überprüfte sämtliche Leitungen, einschließ- lich der Gas- und Wasserleitung. Als nichts half, ließ ich meinen Freund Max kommen. Er hat sich vor Jahren ein- mal aus Zigarrenstücken, einem alten Fahrrad und einer überflüssigen Kaffeemaschine einen Volksempfänger gebaut. Aber das ist noch nicht alles. Vielleicht erinnert sich mancher noch daran, daß man Anfang 1932 in allen Zeitungen lesen konnte, einem Radioamateure wäre es gelungen, geheimnis- volle Morsezeichen aus dem Weltall aufzufangen. Das war mein Freund Max. Also Max kam, sah sich meinen Apparat an, hörte das Knacken und lächelte überlegen. „Ganz einfach, mein Lieber“, sagte er, „das ist nichts weiter als ein Wackel-

kontakt im Lautsprecher“. Ich war geradezu beschämt über die einfache Lösung. „Werden wir sofort haben“, meinte Max, „kleine Sache von zehn Minuten“.

Aber es ging dann doch länger als zehn Minuten. Max blieb sogar zum Mittagessen da. Beim Nachmittagskaffee hatte er schließlich den Apparat in seine sämtlichen Bestand- teile zerlegt. „Du meinstest doch, es läge am Lautsprecher?“ wachte ich schüchtern einzuwerfen. „Davon verheißt Du nichts“, fuhr er mich an, „unterlasse bitte Deine anzüglichen Bemerkungen“. Und dann murmelte er noch etwas von „ver- alteter Konstruktion“. Ich sagte nichts mehr. Aber beim Nach- essen war Max immer noch da. Kurz vor Mitternacht drehte er die letzte Schraube ein. Das heißt, fünf Schrauben lagen noch auf dem Tisch. Sie waren übrig geblieben. Max steckte sie in die Tasche. „Stehst Du“, sagte er, „das war der ganze Fehler. Ich habe eine Konstruktionsvereinfachung vorgenom- men. Es ist jetzt alles in Ordnung. Du wirst überrascht sein über den reinen Empfang“.

Max hatte recht. Ich war überaus überrascht. Mein Apparat machte überhaupt nur noch „Knax“. Das war aber auch alles. Also entschloß ich mich zum äußersten und holte den Fachmann. Der Fachmann kam, hörte meine Klage und drehte den Apparat an. Der Apparat spielte. Spielte wun-

dervoll. Mächtig wie eine Orgel, rein wie frisches Quell- wasser. Der Fachmann schaute mich verwundert an. Aber ich lächelte. Siegesgewiß. Gleich mußte es losgehen, Knax—Knax. Aber es ging nicht los. Weder nach einer Viertel- stunde, noch nach einer halben, noch nach einer vollen Stunde. Weder nach kräftigen Mittelversuchen, noch nach stillerem Faulschlägen. Er reagierte auf nichts, aber auch auf gar nichts. Spielte so herrlich wie am ersten Tag! Ich fand das unanständig. Genau wie beim Zahnarzt, schob es mir durch den Kopf, im Augenblick wo man auf dem Operationsstuhl sitzt, tu's nicht mehr weh. Noch gab ich's nicht auf. Ich tat mein Möglichstes, den Apparat zum Knacken zu bewegen. Alles was verboten ist setzte ich in Bewegung. Aber auch nicht das zarteste Rauchen war zu vernehmen. Ich schüttelte den Kopf. Der Fachmann schüttelte auch den Kopf, aber ganz anders. Dann sagte er, er bekomme Zweifeln für 78 Ar- beitsminuten, und ging.

Meine Frau konnte es nicht unterlassen, so nebenbei einige beleidigende Neußerungen zu tun. Wegen meiner Vorteilhaft im allgemeinen und der zweieinhalb Max im besonderen. Aber ich ließ mich nicht stören. Nach dem Mittagessen zündete ich mir eine dicke Zigarre an, setzte mich bequem in meinem Sessel zurecht und schaltete meinen Apparat ein. Knax, machte mein Lautsprecher, nochmals Knax. Und dann: Knax—Knax—Knax—Knax—Knax—Knax—Knax... Da begab ich mich gelassenen Schrittes in die Küche, holte das Beil und schlug meinen Rundfunkapparat in 427 einzelne Stücke.

Fünf Länder erforschen den Golfstrom

Auch der deutsche „Meteor“ beteiligt sich an der internationalen Expedition - Geheimnisse um „Europas Warmwasserheizung“

Unter Mitwirkung von Deutschland, England, Dänemark, Nor- wegen und den Vereinigten Staaten wird in den nächsten Mo- naten eine eingehende internationale Untersuchung des Golf- stromes vorgenommen, dessen Richtung, Temperatur und Geschwindigkeit beobachtet werden sollen. Auch das deutsche deutsche Vermessungsschiff „Meteor“ wird für diese bedeut- same Expedition eingesetzt.

Selbst der modernen Wissenschaft gibt der Golfstrom, der warme Meeresstrom des nördlichen Atlantischen Ozeans, noch manches Rätsel auf. Deshalb die Naturerforschung des Golfstroms schon den Seeleuten der spanischen Entdeckungs- zeit bekannt war, hat man doch bis heute die sogenannte „Warmwasserheizung Europas“ noch keineswegs in all ihren Einzelheiten und Folgen für das Klima und die Wetterlage Europas restlos erforscht. Vielleicht wird hier das Jahr 1938 manche neue Entdeckung bringen, denn eine von fünf Ländern gemeinsam ausgerüstete Expedition, an der auch Deutsch- land mit seinem berühmten Vermessungsschiff „Meteor“ teilnimmt, wird in den nächsten Monaten mit allen Mitteln der modernen Technik Richtung, Temperatur und Geschwin- digkeit des Golfstroms von den nördlichen Breiten bis zum Süden Islands beobachten.

Einen weiten westfretlichen Weg legt der Golfstrom von der Ostküste der Vereinigten Staaten bis an die norwegische Küste und in die polaren Schmelzwässer des Barentsmeeres zurück, wobei ein Ausläufer auch in die nördliche Nordsee tritt. Er setzt sich aus dem sogenannten „Floridaström“, einer aus der Floridastraße kommenden Meeresströmung, und dem „Antillenström“, der an der Küstentante der Bahama- en entlang fließt, zusammen. Schon der warme Florida- strom hat sehr unterschiedliche Strömungsgeschwindigkeiten; anfangs trägt fließend, erreicht er an der Großen Bahama- banb Geschwindigkeiten von über 6 Stundenkilome- tern, ein ungewöhnliches Tempo, wenn man veralsicht, daß der Meeresboden eine Geschwindigkeit von 25 Stunden- kilometern hat. Wenn er sich mit dem Antillenstrom zum eigentlichen Golfstrom mischt, um den Nordatlantik zu durch- zogen, wechselt nicht nur seine Geschwindigkeit, sondern auch seine Temperatur ständig, und zwar derart, daß auf einer Strecke von 10 Kilometern Temperaturunterschiede bis zu 15 Grad vorkommen.

Südlich von Neufundland fallen dem Golfstrom die kalten Gewässer des eisführenden Labradorstroms in die Flanke, demnach bleibt er ein Warmwasserstrom, weil aus der tie- renreichen Warmwasserzone der Saragoßasee neue Wasser- massen hinzutreten. Dann spaltet sich der Golfstrom in Rin- nen, die zum Teil zwischen den Inseln an der nor- wegischen Küste nordwärts verlaufen, zum Teil in das arktische Barentsmeer oder in die nördliche Nordsee ergießen. Zweifelslos verdankt die östliche Hälfte des Nordatlantik dem Golfstrom ihre hohen Temperaturen, und wenn die Küsten Europas bis zur Nordspitze Skandinaviens hin dauernd eis- frei sind, während die der amerikanischen Seite bis 50 Grad nördlicher Breite alljährlich vom Eis geschlossen werden, so ist das ebenfalls ein Verdienst des wunderbaren Golfstroms, wie auch Mittel- und Osteuropa dem warmen Strom ihr un- gewöhnlich mildes Winterklima zuschreiben können. Selbst- verständlich spielen sich Schwankungen der Temperatur des Golfstroms im Klima und in den Ernteträgen der nordwesteuropäischen Küstländer deutlich wider. Inwiefern die nördlichen Ausläufer des Golfstromes unter Klima und unsere landwirtschaftlichen Möglichkeiten beeinflussen, wird die diesjährige Forschungs Expedition, die den letzten Geheim- nissen des Golfstroms nachspürt, ebenfalls zu ergründen suchen.

Breifisch / Von Erich G. Höckelsberger

Breifisch hatte eine neue Stellung. Sagt der Chef zu ihm: „Herr Breifisch, ich liebe es nicht, viel Worte zu machen. Wenn ich mit dem Kopf winkt, dann kommen Sie zu mir.“ Antworte Breifisch: „Bei mir ist es ebenso. Wenn ich den Kopf schüttelte, komme ich nicht.“

Breifisch liebt Stammtische, trinkt manchmal bis zum Morgen. Schwer belämmert schwankt er durch die Straßen, gerät in einen fremden Stadtteil. Mit dem besten Willen findet er sich nicht mehr zurecht. Er hat seine Wohnung vergessen. Kommt ein Schupo. Da bittet Breifisch: „Herr Wacht- meister, bringen — hupp — bringen Sie mich doch nach — hupp — nach Hause.“

Sagt der Schupo freundlich: „Ja, lieber Herr, wo wohnen Sie denn?“ Erwidert Breifisch: „Was, Herr Wachtmeister, Sie wissen — hupp — auch nicht, wo ich wohne? Ach Gott — hupp — find wir beide besessen.“

Breifisch macht sich fertig zum Ausgehen. „Nepomuk“, sagt seine Frau, „sei vorsichtig, wenn Du heimkommst! Ich streiche heute abend das Treppenhäus.“ Breifisch kommt um zwei Uhr nach Hause. Die er die Haustür aufschließt, denkt er an die Worte seiner Frau. Vorsichtig hängt er sich übers Treppengeländer und gleit sich hinauf. Schupp — Schupp — Schupp. Wie er oben ist, entfällt ihm sein Spazierstock und poltert die Stiege hinab. Breifisch rutscht wieder das Geländer hinunter und hebt seinen Stock auf. Zum zweiten Mal krazelt er in die Höhe. Schupp — Schupp — Schupp. Gleich ist er oben. Da öffnet sich die Tür. Seine Frau tritt heraus und sagt: „Nepomuk, Du brauchst nicht so vorsichtig zu gehen. Ich habe erst das Geländer gestrichen.“

Pahua, die Todesmuschel

Eine Eifersuchtstaf auf dem Meeresgrund - Ein Perlenfischer erscheint nicht mehr

In der Bucht von Regouengo befand sich ein Perlen- fischer, der einem Kapitän Bradley gehörte. Er hatte vier Taucher an Bord, unter diesen die erstklassigen Taucher Pao und Otu. Beide waren noch junge, starke Leute, die aus- gezeichnet tauchten. Selten arbeiteten sie zusammen, da Brad- ley stets einen guten und einen minder guten Taucher zu- sammen abgehen ließ. Dieser Tage arbeiteten die Leute am Nordende der Bucht. Das Wasser war ziemlich tief, die Ausbeute an Perlen- muscheln eine gute. Zweimal erschienen Haiische, wurden aber sofort vertrieben. Und dann, es war gegen drei Uhr nachmittags, gingen Pao und Otu gemeinsam hinab. Diese Taucher hatten nur Wasserdrillen und Ohrschilder, waren da- her ziemlich ungeschützt in ihren Bewegungen. Zweimal gingen die beiden Taucher hinab, dann rasteten sie eine halbe Stunde und dann tauchten sie nochmals — zum letzten Male an dem Tag.

Nach einer halben Minute schoß Pao herauf und stieg so- fort an Deck. Man starrte angetrennt ins Wasser — von Otu keine Spur. Neben eine Minute war vergangen, und selbst Bradley, der sonst immer sehr ruhig war, zeigte Un- ruhe. Noch zehn Sekunden... nein, das ging nicht mit rech- ten Dingen an. Ein Taucher ergriß einen der starken Holz- dreizacke, wie sie die Eingeborenen zum Fischfang benutzen, und brana ins Wasser — zwei kräftige Stöße, dann sah er die Beförderung.

Otu, der arme Teufel, hatte seinen Fuß im Rachen einer Pahua, einer Riesennuschel, die man hauptsächlich im Stillen Ocean findet, stecken und konnte nicht vor und nicht zurück. Die Pahua hielt ihn eifern fest. Seine Augen schienen herauszuquellen — er war am Ende seiner Kräfte. Hier galt es rasch zu handeln. Der Taucher setzte sich auf die Riesennuschel, rief den hölzernen Dreizack knapp neben Otus Bein in die Muschel und drehte ihn herum. Eine Sekunde nur öffneten sich die Muschelteller — es genügte. Wie ein Pfeil flug Otu in die Höhe und wurde sofort von den anderen Leuten aufgefangen. Er lag drei Stunden bewußt- los.

Als er zu sich kam, war seine erste Frage nach Pao. Aber Pao war nicht zu finden. Die kleine Jolle war verschwun- den, mit ihr Pao. Otu berichtete nun, daß er und Pao wegen eines Mädchens befreundet waren. „Er wußte, daß sich hier eine lauernde Pahua befindet“, sagte Otu, „und er ließ mich ge- radezu in sie hinein. Er hätte mich sofort befreien können, aber er tat es nicht. Er stieg auf und überließ mich meinem Schicksal.“

Der Stille Ocean hat seine Gehebe. Es gibt als ein schu- wärdiges Verbrechen, einen Kameraden auf diese Weise beim Tauchen töten zu wollen. Pao wurde geächter und mußte fliehen.

Schlechte Nerven

Haben verminderte Leistungs- fähigkeit zur Folge, ferner: gedrückte Stimmung, schlechte Sounne, Schlafstörungen, Ar- beitsunlust, schlechtes Aussehen



Gute Nerven dagegen

befähigen zu erhöhter Leistung, längerem Durchhalten, guter Laune, Arbeitslust, besserem Schlaf, frischem Aussehen. Wer darum Mißerfolge, Zurückbleiben, schlechtes Aussehen etc. vermeiden will, kräftige die Nerven mit: Denn Biocitin steigert die Leistungs- fähigkeit, verhilft zu erquickende- rem Schlaf, froherer Laune und



besserem Aussehen.

Biocitin ist seit dreißig Jahren bewährt, also keine unerprobte Neuheit, und entfaltet nachhaltige Wirkungen, nicht nur vorübergehend Anregung. Biocitin ist in Apotheken und Drogerien von 1,70 Mark an zu haben.

Berliner Theater:

„Verwandte sind auch Menschen“

Im Theater am Horst-Wessel-Platz

Zum großen Teil haben wir ja alle schon am eigenen Leib erfahren, wie es um die „Sieben“ Verwandten steht. Und so ganz ohne Argwohn war auch Stephan Blankenburg nicht, ein reich gewordener Multimillionär und Erbonkel aus Amerika, der auf die Idee kam, einmal probeweise zu sterben und als sein eigener Diener Leberecht Nibel die erblichen Verwandten auf die Probe zu stellen. Das etwa ist der berühmte rote Faden, den Oberhard Foerster durch sein Lustspiel „Verwandte sind auch Menschen“ laufen läßt — in Berlin im Theater am Horst-Wessel-Platz (Volkstheater).

„Verwandte sind auch Menschen“ ist ein ganz interessantes Stück menschlicher Schwäche, aber auch menschlich-charakterlicher Gesinnung. Sie sind eben „auch“ Menschen — das ist ja die Schlussfolgerung, die der Erbonkel und Menschenprüfer am Schluß des Abends zieht. Heinz-Dietrich Kenter hat die Inszenierung besorgt. Er läßt die verschiedenen Charaktere sich frei ausleben, ohne daß der Zusammenhalt verloren ging. Die Schar der Darsteller sind ihm treue Helfer bei dem Gelingen der gutlaunigen Aufführung, die in der Reichshauptstadt gewiß eine „Erfolgsreihe“ werden wird. Da ist Margarete Kupfer zu nennen, Schwägerin, Schwiegermutter mit großmütterlichem Einschlag usw., mit viel Humor und Herzengüte. Ernst Petting und Marliese Ludwig sind ein ärztliches Professorenpaar, teils unaussprechlich zerstreut, teils alternde, aber kommandierende Gattin. Ferner Dorothea Gervenz, Renée Strohmann, Milena von Glarbit, Joachim Gottschalk und Henne Bruch, Hans Hermann Schaufuß.

Im Mittelpunkt aller aber stand Karl Kuhlmann, Erbonkel, Diener, Menschenprüfer, sehr zurückhaltend, oft nur andeutend, aber ausgezeichnet durchgeführt, eine wunderbare Studie, Beweis eines großen Könnens.

„Der alte Feinschmecker“

Der gute alte Ludwig Thoma hat im Theater in der Saarlandstraße (Volkstheater) das Wort erhalten, und er führt es mit seinem nicht unbekanntem Lustspiel „Der alte Feinschmecker“ laut und vernehmlich. Es ist die Geschichte von dem alten Weiskurpfabrikanten, der noch einmal zu verspäteter Liebe erwacht, um sich schließlich hinter „die Maß“ zurückziehen zu lassen. Im ganzen ein verhältnismäßig Ende. Eugen Klopfer, der Hausherr, hat sich selbst um die Aufführung bekümmert. Er bringt als hervorragender Kenner des Meisters eine hierfällige und frisch aufgelegte Stimmung hinein, ohne daß aber die gewollten und zweckmäßigen Schüsse gegen eine Münchener Speisehafterkeit überhört würden. Götz Kothle sorgte für das Bühnenbild und vor allem für einen „süßlichen“ Biergarten. Der Weiskurpfabrikant, zum Regenerien verdammt, konnte keinen besseren Interpreten finden als Fritz Kampers, eine durchgearbeitete und wohlgestellte Leistung. Vertreter des Münchener und bayerischen Speisewesens ist Karl Kitzinger und trifft den Nagel mitten auf den Kopf.

Walter Hopf.

Unterredung mit einem Gorilla / Aufregendes Erlebnis im afrikanischen Urwald können Menschenaffen sprechen?

Erich Cromwell, ein bekannter englischer Forscher, schildert uns hier eine aufregende Begegnung mit Gorillas im afrikanischen Urwald.

Im Herbst 1937 marschierten wir mit einer Gruppe von Massai-Jägern durch den Urwald, der sich vom Kilimandscharo nach Westen zieht. Durch dieses Gebiet führt die große Autostraße Kapstadt-Durban-Kairo, und diese wollten wir erreichen. Der Gewehrträger, ein mohammedanischer Schwarzer aus der Gegend des Victoria-Sees, hatte uns eben erzählt, daß er hier vor einigen Jahren mit einer Gorilla-Familie zusammengestoßen wäre — da stürzte der Karawanenführer, aschgrau im Gesicht, zu uns und schrie: „Gorilla, Gorilla!“

Nun ist das Schießen von Menschenaffen in jener Gegend bei schwerster Strafe verboten, und so wandten wir uns an einen Jäger um Rat. Dieser war selbst im Zweifel, ob der im Gehege vorgelegene Fall „schärfster Selbstverteidigung bei drohender Lebensgefahr“ gegeben sei, denn, wenn es auch Gorillas vor uns gab, so hatte uns doch noch keiner angegriffen. Zurückgehen konnten wir aber nicht, da die Leute viel zu müde waren, um im unwegsamen Urwald einen Bogen zu schlagen. Als wir daher zu einer ziemlich breiten Lichtung kamen, wurde befohlen, die Lasten abzulegen und zu rasten. Zwei Leute wurden als Späher abgesandt. Sie sollten nach den Gorillas Ausschau halten.

Jein Minuten später wußten wir, daß wir ohne Kampf nicht weiterkommen konnten, denn hundert Schritte entfernt, am gegenüberliegenden Rand der Lichtung, tauchte ein braunes Gesicht auf, und zwei wütende, kugelrunde Augen starrten unsere Gruppe an. Gleichzeitig hörten wir hartes Trommeln. Der Gorilla — es war wirklich einer — gab das Zeichen zum Kampf, indem er sich mit beiden Fäusten auf den Brustkorb schlug. Wir griffen zu den Gewehren und machten uns bereit, zu schießen, als einer der Träger, ein

älterer Massai, zu uns kam und um eine — Unterredung mit dem Affen bat.

„Herr“, sagte der Neger, „laß mich mit dem Affen reden. Ich verstehe die Sprache der Tiere. Es ist nicht das erste Mal, daß ich diese Affen treffe.“ Wir lachten und meinten, er könne tun, was er wolle. „Wenn dich der Gorilla zerreißt, tragen wir keine Verantwortung. Wir sagen das vor euch allen hier. Ihr seid unsere guten Zeugen!“ — „Wir sind gute Zeugen“, murmelten die anderen.

Der Träger legte hierauf seinen Überwurf ab und ging langsam über die Lichtung. Als er sich zwanzig Schritte vom gegenüberliegenden Rand befand, tauchte das wütende Gesicht des Gorillas wieder auf. Diesmal stieß das mächtige Tier die Zähne und machte Miene, aus dem Gebüsch zu brechen. Der Neger hob jetzt beide Arme und stieß einen eigenartigen schrillen Schrei aus. Und nun geschah etwas Selbstjames. Der Affe brach aus dem Gebüsch und blieb stehen. Es war ein mächtiger Kerl. Er starrte den Neger an und freischte, und der Neger gab sofort Antwort. Er schrie etwas, das wie „Hye-Ma-Ma-Me“ klang. Beide, der Gorilla und der Neger, begannen nun zu schnattern, und es klang wie das erregte Gespräch vieler Leute. Nach einer Minute stieß der Gorilla einen pfeifähnlichen Ton aus und verschwand im Busch. Eine Viertelstunde später setzten wir unseren Weg fort und trafen keinen Affen mehr. Die Tiere hatten den Weg freigegeben. Wir riefen den Träger zu uns und fragten ihn nach der Sprache der Affen. Er sah uns ernst an und erwiderte: „Ich gebe euch mein Leben, wenn Ihr es verlangt. Aber fragt mich nicht über diese Sprache. Ich darf sie euch nicht erklären. Ich müßte sterben.“ Später erzählten wir dem Gouverneur von Nyassa unser Erlebnis. Auch ihm war bekannt, daß manche Neger mit den Gorillas sprechen könnten. Aber diese Sprache sei nur sehr wenigen bekannt.

„Das Fachbuch — ein Weg zu Leistung und Erfolg“

Im Auftrag des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, wird alljährlich in der Zeit vom 1. März bis 30. April eine Werbuna für das deutsche Fachbuch veranstaltet werden, die im Frühjahr 1938 unter dem Leitgedanken „Das Fachbuch — ein Weg zu Leistung und Erfolg“ im ganzen Reichsgebiet durchzuführen wird. Mit dieser Werbuna sind gleichzeitig die Aufgaben erfüllt, die dem Fachschrifttum im Rahmen der Volkswirtschaftsreform, der Berufsberatung und fachlichen Fortbildung anstellt sind. Staat und Wirtschaft haben eine Verpflichtung gegenüber dem Fachbuch übernommen, denn dieses hat heute eine volkswirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen, und in diesem Sinne dient die Fachbuchwerbuna auch der Zielerreichung des Reichsberufswettbewerbes, dem zweckmäßigen Arbeitseinsatz und den Aufgaben des Vierjahresplanes.

In den einzelnen Gauen arbeitet der Landesleiter der Reichsberufswettbewerbskammer im engeren Einvernehmen mit dem Leiter des Reichspropagandaamtes, deren sich wiederum sämtliche mit Schrifttumskreisen beauftragten Dienststellen aus Beweama, Staat und Wirtschaft für die Werbunaaktion zur Verfügung stellen.

Veranstaltungen der Fachbuchwerbuna 1938

Im Gegensatz zum Vorjahr werden an den verschiedensten Orten wichtige Veranstaltungen stattfinden. Die Eröffnungskundgebung zur Fachbuchwerbuna 1938 wird in Hamburg durchzuführen. Weitere Hauptveranstaltungen, die wie in Hamburg ebenfalls mit Ausstellungen verbunden sind, finden in Berlin, Königsberg, Leipzig, Dresden, Barmen, München, Breslau, Köln und Stuttgart statt. In der Auftragserteilung an die einzelnen Städte wird iäherlich abgewartet.

Fachbuchschenkung

Schon vielerorts hat sich der Brauch entwickelt, bei Prüfungen und Leistungskämpfen Fachbücher als Auszeichnung zu schenken. Dieser Gedanke der Fachbuchschenkung wird in den Vordergrund der Werbetaktion im Frühjahr gestellt. Es soll erreicht werden, daß möglichst viele Betriebe diesen schönen Brauch einführen. Dabei soll die Geschenkübergabe an die Ausaezeichneten in einer besonderen Form stattfinden. Für die Verwirklichung dieses Gedankens leisten insbesondere das Propagandaamt der DAF und die Reichsberufswettbewerbskammer ihre unterstützende und aufklärende Mitarbeit.

Fachbuchliste

Innsbruck erscheinen zur Fachbuchwerbuna 1938 Fachbuchlisten unter Zusammenfassung der verwandten Berufsweiae. Das Ziel: „Fachbücher gehören in die Hand aller Schaffenden.“ kann nur dann erreicht werden, wenn die in jedem Jahr wiederkehrende Fachbuchwerbuna das Wissen um die Bedeutung des deutschen Fachschrifttums zum Gemeinut aller Schaffenden Menschen werden läßt. Sie ist eine wichtige Waffe im Kampf um die Wirtschaftsfreiheit der Nation und sichert zugleich dem einzelnen die Grundlaae an seiner Arbeit.

RULA-TEE! Wer Rula kennt der bleibt dabei, denn Tee und Tee ist zweierlei!

ANGST vor Saswary Roman von Paul van den Hüek

48. Fortsetzung. Immer noch ängstlich und verschüchtert, obwohl sich Braach die redlichste Mühe gegeben hat, sie in eine Art väterlicher Obhut zu nehmen, steht Rest Hafelwanter den beiden eintretenden Männern aus ihren dunklen Augen erschrocken entgegen.

Sie hat ein zartes Kindergeßicht, dessen ovale Form durch das glatt anliegende Haar, das in der Mitte geschittelt, zu einem kleinen Knoten zusammengerafft ist, noch betont wird. Dazu eine schmale Nase und einen kleinen, lippigen Mund. Mittelsgroß und etwas derber im Bueh als ihr feines Gesichtchen vermuten ließe, ist sie, alles in allem, ein hübsches Mädchen.

Geboren und aufgewachsen in einem kleinen süddeutschen Kurort, steht sie, wie ihre Papiere ergeben, im 19. Lebensjahr. Wegen Sireitigkeiten mit ihrem Stiefvater, und nachdem die unklare Vorstellung in ihr geweckt worden war, in Berlin könne sie ihr Glück machen, ist sie vor einigen Wochen von zu Hause durchgebrannt. Ihrer Schilderung nach ist sie am äußersten Rande des Abgrundes entlanggegangen, in den hinabzustürzen ihr nur durch die Begegnung mit Westerbeef erpart geblieben zu sein scheint.

Diese Begegnung hat unter Begleitumständen stattgefunden, deren Schilderung aus dem Mund ihrer Freundin Erika weniger Glauben gefunden hätte.

Etwa zwischen halb zwei und zwei — die genaue Zeit könne sie nicht mehr angeben —, so berichtet sie, habe sie an der Ecke Friedrichstraße — Unter den Linden einen heransahrenden Autobus abgewartet. Gerade in dem Augenblick, als er in die Friedrichstraße eingebogen sei, habe ein Herr im braunen Kamelhaarmantel den Fahrdamm überqueren wollen. Ohne weitere Ueberlegung, wie sie beteuert, nur um ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, habe sie ihn am Arm festgehalten.

Der Herr habe sie zuerst erschrocken angesehen, sich dann mit freundlichen Worten bei ihr bedankt und sie schließlich in ein Lokal eingeladen. Sie habe ihm gesagt, sie sei fremd in Berlin. Dann seien sie zu der Neuen Friedrichstraße hinausgegangen.

In dem Lokal in der Neuen Friedrichstraße haben sie, wie Braach schon ermittelt hat, die Freundin Erika getroffen.

fen. Sie hat veranlaßt, daß Sekt getrunken wurde, und während die Mädchen noch etwas Gutes gegessen haben, hat Westerbeef in einem fort nur getrunken. Etwa gegen vier Uhr hat Erika sie gedrängt, Westerbeef nach dem kleinen Hotel zu begleiten.

Unterwegs, so berichtet Rest weiter, habe der Herr sie nach allem Möglichen gefragt, wo sie herkomme, wie lange sie schon in Berlin sei, ob sie für immer in Berlin bleiben wolle und dergleichen mehr. Sie habe ihm gesagt: Wenn i a Geld hätte, möcht i scho heimfahren, aber i kann net, weil i ka Geld net hab.

Als sie am Eingang des Hotels geklingelt habe, habe er sie gefragt: Willst du wirklich heimfahren oder sagst du das nur so? — Und dann habe er ihr einen Hundertmarkschein gegeben und gute Reise gewünscht.

In diesem Bericht, den sie immer wieder mit der Betueerung, es sei bestimmt so gewesen, unterbricht, liegt so viel kindliche Einfalt, daß weder der Kriminalrat noch der Staatsanwalt an ihren Worten zweifeln. Nur Braach richtet noch eine unerwartete Frage an sie: „Diese Geschichte hat wohl auch Ihre Freundin Ihnen eingeredet?“

Jetzt aber wehrt sich Rest entschieden ihrer Haut. In ihrer schwer zu verstehenden Mundart und mit einem jägellosen Temperamentsausbruch redet sie auf ihn ein, bis ihre Worte in einem lang anhaltenden Schluchzen erstickten.

Waher sieht seinen sonst so bewährten Oberwachmeister ärgerlich an. Wie die Kleine zu den hundert Mark gekommen ist, das ist ihm im Augenblick mehr als gleichgültig.

„Erika hat Ihnen also die Geschichte nicht eingeredet“, entscheidet er.

„Na!“ beteuert Rest nochmals.

Krenn wendet sich flüsternd an Waher: „Ich glaube, wir können die Vernehmung beenden. Westerbeef ist um spätestens 2 Uhr mit diesem Mädchen zusammengetroffen, damit ist ja seine Schuldlosigkeit erwiesen.“

Der Kriminalrat gibt Braach einen Wink. „Fräulein Hafelwanter kann gehen. Sorgen Sie für eine Unterkunft und dafür, daß sie morgen auf die Bahn gesetzt wird.“

„Also gehen wir“, sagt Krenn, nachdem die beiden das Zimmer verlassen haben. „Westerbeef kann morgen entlassen werden. Gegen Heinkel werde ich weiter einschreiten. Ihnen überlasse ich die Klärung der Angelegenheit Schmidt.“

horn, die sich ja wohl als harmlose Verrätherheit herausstellen wird.“

Waher hält ihn zurück. „Augenblick mal, wenn ich bitten darf!“ Er schließt seinen Schrank auf und holt die Kaffeete heraus, in der bei der jeweiligen Untersuchung vorgefundene Gegenstände aufbewahrt werden. Viel ist es nicht, lediglich die Uhr des Ermordeten und in einer kleinen Tüte Westerbeefs Zigarettenstummel.

„Da ist mir nämlich heute abend, eigentlich mehr im Zusammenhang mit den Aussagen von Heinkel, etwas eingefallen.“ Er nimmt die Uhr aus dem Schrank und stellt sie mit ihr ans Licht.

„Fingerabdrücke sind ja wohl nicht gefunden worden“, erkundigt sich Krenn.

„Nur die des Toten, was ja aber kein Beweis dafür ist, daß der Täter sie nicht doch in den Fingern gehabt hat. Insbesondere, wenn er mit der nötigen Vorsicht vorgegangen ist, was ich allmählich glaube annehmen zu müssen.“

„Ja“, sagt Waher, während er die Uhr durch ein starkes Vergrößerungsglas betrachtet, „ich glaube nämlich, und das ist es, was mir heute abend eingefallen ist, daß wir uns durch diese Uhr auf eine falsche Fährte haben führen lassen.“

Krenn sieht ihn erwartungsvoll an. „Damit ließe sich Heinkels Verzicht auf einen wirkungsvollen Alibi nachweis erklären.“

„Möglichweise, ja. Und dadurch bin ich überhaupt darauf gekommen. Es gibt da drei Möglichkeiten. Entweder ist die Uhr zufällig auf zwanzig vor drei festengeblieben, aus irgendeinem Grund, wie Uhren eben festengeblieben können. Diese Möglichkeit scheint mir allerdings bei einer solchen Qualitätsuhr gering. Ab zwei könnte sie, trotz der Verletzung des Glases, weitergegangen und dabei abgelaufen sein.“

Waher bewegt jetzt vorsichtig den großen Zeiger. „Der ... sehen Sie bitte ... ich kann sie von zwanzig vor drei bis zwanzig vor zwei zurückstellen, weiter geht es aber nicht ... sie ist nachträglich, also nach der Verletzung des Glases, vorgestellt worden.“

Krenn hat die Bewegung des großen Zeigers durch das Vergrößerungsglas aufmerksam verfolgt. Mit einem leisen Pfiff gibt er zu erkennen, daß ihm auch noch etwas eingefallen ist.

„Leider haben Sie eine vierte Möglichkeit außer acht gelassen.“

„Und die wäre?“

„Eigentlich ist es keine vierte Möglichkeit, sondern die Korrektur Ihres Punktes zwei. Sie kann nämlich auch nach der Verletzung des Glases weitergegangen sein, aber nur bis zwanzig vor drei, weil es eben nicht weiter geht.“

(Fortsetzung folgt)

BP Sonntagspost

Beilage der Badischen Presse für Kultur und Unterhaltung

Karlsruhe, 6. März 1938

Ein fiktives Rechenbuch

• Eine Schulgeschichte von Fritz Knöllner •



Als Erwachsener, dem das Leben eine Hornhaut verschafft, neigt man dazu, die Schmerzen der Kleinen gering zu achten, und doch will mir die Erinnerung an ein Begebnis aus meiner Kindheit nicht schwinden, das mir, wäre es mir nicht widerfahren, heute wohl lächerlich schiene, so aber, nachdem ich es durchgemacht habe, Spuren hinterließ, die mir bedeuten, wie mir in jener Frühzeit das Leben erstmals in seiner Nacktheit entgegenstrahlte.

Es war in der zweiten Volksschulklasse, mitten im ABC-Schützenalter, der Hauptlehrer Niebel sollte einen Delirium, der den Winter darstellte, zusammen, und hieß den „Frühling“ am Kartenständer. Niebel ermahnte uns, gut aufzupassen, wenn er uns den „Frühling“ erkläre, und wir taten es gern; denn es war eine große Neugier, die er uns durch die Jahreszeiten stolpernden Büchlein mitzuteilen hatte. Hierauf ging er, sichtlich erfreut, daß wir ihm folgten, auf die Wirklichkeit über und sagte, daß im Kalender und auch draußen der Frühling angebrochen sei. Gemeinhin pflege der liebe Gott sich nicht nach den Menschen zu richten, doch diesmal habe er ihnen den Gefallen getan, und — Niebel rief ein Fenster auf — wir sollten nur einmal hinausschauen, das Klassenzimmer ginge zwar auf einen Hofwinkel hinaus, und hinter dem Hof rulle die Eisenbahn vorbei, die das Jahr über immer dieselbe und uns wahrhaftig nichts anginge, wenn wir noch so sehr die Fälle nach ihr redten, da vorne aber sei ein junger Baum, der mit den Zweigen nach dem Fenster greife. Rahl und häßlich habe er den Winter über dagestanden, jetzt aber strecke er lichtgrüne Fühler aus nach der Märzsonne am blauen Himmel dort oben, jetzt atme er auf nach dem langen Winter und dem vielen Schnee in seinen Zweigen, und um wohl beim Unterricht zu helfen, ließ sich im Geäst ein kleiner Vogel nieder, der zu zwitschern begann, zag, verschüchtert, und der Triller gelang ihm nicht recht. Wir mußten geradezu lachen, und der kleine Vogel hüchelte davon.

Der Lehrer war zu einem Kinderlied übergegangen und sprach es uns mehrmals vor. Noch heute weiß ich die erste Strophe, die mit dem Folgenden mir eng verknüpft ist:

„Das Schäflein auf der Weide
Hat Wolle weich wie Seide,
Hat um den Hals ein rotes Band,
Frißt Blumen aus der Kinderhand.“

Mein Vordermann sollte den Vers wiederholen. Wurde Häberle aufgerufen, befiel ihn große Erregung. Er stachte und gackte und hielt sich mit der Hand an meiner Bank fest, ohne die er wohl zusammengeknickt wäre. Mich plagte ständig das Verlangen, die Hand von ihrem Halt zu lösen. Bisher schelte mir der Mut dazu. Jetzt, trunken vom Frühling, nahm ich den spitzen Griffel und führte ihn an jene Hand heran. Die Hand schlug nach hinten, wie man eine lästige Müde verschucht. Mit unterdrücktem Gelächter schob ich den Griffel wieder an die Hand heran. Die Hand fuhr heftig zusammen, und ehe ich den Griffel außer Reichweite gebracht, in die Spitze hinein, Häberle schlenkerte die Hand hin und her und schaute sich wütend um. Im selben Augenblick stand Niebel bei mir, zog mich am Kragen über die Bank und verschloß mich tüchtig. Dann nahm er mir das Klassenamt und hieß mich seine schwerste Enttäuschung.

Die Prügel hätte ich ohne weiteres eingesteckt; sie waren verdient. Der Entzug des Klassenamtes aber schien mir ungerecht. Ich hob den Blick nicht auf, ich ließ das Wesper unberührt, ich war entschlossen, von nun an nicht mehr mitzumachen. Sollte der Lehrer sehen, wie er ohne mich auskam!

Niebel schien meine Abneigung zu teilen. In der nächsten Stunde — wir hatten Rechnen — überließ er mich geflüstert, wiewohl ich ihn herausfordernd musterte. Er nahm eine neue Rechenart durch, das Einmaleins. Das Einmaleins lächerte mich. Wie sollte ein Einfer einen Einfer malen oder gar mahlen wie die Mühle den Kaffee? Gottlob, der Blödsinn ging mich jetzt nichts mehr an! Ich dachte an angenehmere Dinge.

Plötzlich hatte Niebel die Frechheit, von mir hören zu wollen, was 1 mal 3 gibt. Während ich mir überlegte, ob ich mich denn überhaupt erheben sollte, rief er ein drohendes: „Bird's bald!“ Gut, er sollte seine Antwort kriegen, doch nicht auf die neue Rechenart, die wollte ich mir erst gar nicht aneignen, nein, ich blieb beim Zusammenzählen und erwiderte: „1 mal 3 gibt 4.“

„Was? Vier?“

„Jawohl.“

„Weißt du, was du bist?“

Neugierig lautete ich auf die Antwort.

„Du bist nicht nur bössartig, nein, auch dumm! Seh dich! Ungenügend!“ Niebel malte eine Fünf ins Notenbuch. Die Klasse seufzte recht vielsagend.

O wie mir die Bande verhaßt war! Zuvorderst aber der Schulfuß!

Als die Glocke schellte, warf ich den Ranzen über den Buckel und stürmte zur Tür hinaus, entschlossen, den Eltern brühwarm zu melden, daß ich die Schule nicht mehr zu besuchen gedächte. Unterwegs fiel mir ein, daß die Sache gar nicht so rasch, wie ich lief, zu erledigen sei. Mutter würde mir begütigend zureden, Vater stürmte mich wohl einfach ausladen. Ich verlangsamte die Schritte, und jetzt, da Tafel und Griffel nicht mehr so aufreizend polterten und mir Schwämmchen und Lappchen nicht mehr so anfeuernd um die Ohren klatschten, wurde ich mächtig verzagt. Ich kam mir aufgeworfen und ziemlich verlassen vor. Ich bog vom Wege ab und schlurzte den Schloßberg hinunter. Der Frühling, der mich vordem so aufgestupft hatte, war gründlich vergessen. Ich beneidete den eisernen Mann auf seinem feineren Sockel. Der konnte einfach dastehen und die Aussicht genießen, sich die Sonne ins Gesicht scheinen und den Schadel vom Regen waschen lassen. Auch mit einer Schneekappe auf dem Schopf sah er recht zufrieden aus. Der hatte es gut.

Ich war auf dem Marktplatz angelangt, wo es von Bienen und Weibern summt. Der sonnenwärmige Duft des jungen Gemüses, die himmel- und feuerfarbenen Blumen, das Weibergeplapper strichten mich auf. Ich mischte mich unter die Käufer, belah mir die Kräuter, schnupperte behaglich die Luft, betrachtete die Hunde, die sich und die Körbe berochen und hin und wieder den Inhalt beschnitten. Die alle hatten es gut.

Plötzlich hörte ich eine Höferin rechnen: „2 mal 17 macht —?“, dann stutzte sie, verlegen lächelnd. „34“, sagte die Käuferin. „Stimmt?“

Mein Gott, auch hier das Einmaleins! Selbst Marktweiber mußten rechnen!

Ich verdrückte mich zu den Fischständen, wo die Lebensverkäufer das Wasser aus dem Marktbrunnen durch die Kästen leiteten. Die Forellen, die das Maul seltsam entrückt auf- und zuklappen, seufzten mich. Die ließen sich auf gar nichts ein. Nachdenklich plätschte ich durch die wasserüberfüllte Gasse. Es machte mir Spaß, das Feuchte beiseite zu drängen, ihm neue Wege zu weisen. Plötzlich glitt ich aus und lag im Rinnestein wie ein Käfer auf dem Rücken. Jemand stellte mich auf meine Beine, in meine Ohren häuhte Gelächter, ich rannte auf und davon.

Hinter dem Irrenhaus, dem ehemaligen Frauenkloster, wühlte ich einen stillen sonnigen Fleck, wo ich mich trocken konnte. Scheu nach den vergitterten Fenstern lugend, schlich ich an der Anstalt vorbei. Wie oft hatte ich mit anderen Gefangenen die Insassen herbeigelockt und ausgelacht, bis sie berniederfahren, die Augen rollten, die Fäuste ballten und die Zungen zwischen den Gittern bleckten. Jetzt graute mir vor ihnen, lagen auf mir die tollbreitesten Späße, die wir mit ihnen getrieben. Die Fenster längs der grauen Klosterfront blinkten leer, man hörte fernes Geklapper von Köffeln und einen Schrei, der sich wie eine kalte Hand über den Schopf füllte und die Haut samt den Haaren herunterzog. An der Ecke des Klosters, am letzten Fenster, tauchte ein Narr mit einem Stiftekopf auf, drehte mir eine Nase und drohte schmerzhaft mit dem Zeigefinger. Ich lief, was ich konnte, und als ich an den Fleck kam, wo die Sonne mittäglich still vor sich hinbrütete, heulte ich los.

Alles war gegen mich. Heute früh noch angelesener Klassenwärter, jetzt ein Dummkopf und Bösewicht, ein verabschiedeter Zaungras, selbst den Narren ein Spott. Ich sing dieser Welt zu grollen an, die sich von einer Seite zehlte, wie ich sie nie bei ihr vermutet hätte. Ein Nebelwolken spürte ich, das mir bisher verborgen geblieben war, eine grauenvolle Feindschaft, die mich in Trost und Trauer warf.

Als die Sonne meinen Rock und meine Tränen getrocknet hatte, trotzte ich heim. Bei Tisch schweig ich mich hartnäckig aus. Mochten die Geschwister wähen, ich hätte Nachtkäse gehabt! Meinen Entschluß hier mitzutellen, war aussichtslos. Ich brütete über einen neuen Plan, der mich mit großer Genugtuung erfüllte. Er kam mir erhaben und erschütternd vor. Er verhieß ein Trauerspiel sondergleichen.

Mit laut knirschendem Griffel ging ich an die Rechenaufgaben. Daß ihre Lösung falsch war, freute mich, weil es den Lehrer ärgern mußte. Vor dem Zubettgehen stahl ich Winters Schere und verbarb sie in meinem Ranzen zu unterst. Mein Plan war folgender: Während des Unterrichts wollte ich aufstehen und bitten, austreten zu dürfen. Dann wollte ich an Niebel vorbeischnüpfen und ihm ruckend die Schere ins Herz stoßen. Anschließend wollte ich mich selbst entleiben. Ich arbeitete dieses Vorhaben in allen Einzelheiten aus. Zum Beispiel mußte ich darauf achten, daß ich nach erfolgter Selbstentlebung nicht etwa auf Niebel fiel. Auch im Tode wollte ich nichts mehr mit ihm gemein haben.

Am nächsten Morgen kam mir der Plan schon schwieriger vor. Zwei Hindernisse besonders fürchtete ich: Daß mir Niebel das Austreten verbieten und daß ich nicht hoch genug hüpfen und darum feststoßen könnte. Ueberhaupt schien der Tag meinem Anschlag nicht günstig. Er war voll jubelnder Bläue und berstend von Vogelsang.

Keinem kloppte jemals das Herz wie mir an jenem Morgen, da Niebel das Klassenzimmer betrat. Er grüßte wohl-gelaunt und spielte auf seiner Geige so-leich ein frommes Lied, das wir mehr schallend als richtig sangen. So kurz vor dem Tode, er tat mir leid, der ahnungslose Mann! Hierauf sah er die Hausaufgaben durch, strich an, benotete. Bei mir verwarf er sämtliche Lösungen. Kopfschüttelnd ging er weiter. Ich schämte mich. Wäre er ausfallend geworden, hätte ich ganz bestimmt



Jetzt wird es Frühling

Zeichnung von Dorothea Wilde

Roderich von Ungern-Sternberg:

Pferd und Motor

gebodt. So aber... Als er zum Kopfrechnen überging, war ich sogar bereit, ein bißchen mitzumachen. Diese letzte Gefälligkeit konnte ich ihm wohl noch erweisen. Allein so sehr ich mich mühte, das geheime „mal“ wollte mir nicht in den Schädel. Es flossen größere Zahlen, und plötzlich stellte mir Niebel die Forderung, das Ergebnis von 3 mal 6 zu verkünden. Doch schließend nahm ich schier die Bank mit, ich öffnete den Mund und — stockte. „A, das wußte ich jetzt, war sicher falsch, ein anderes Ergebnis hatte ich nicht zu melden. Deshalb schwieg ich, rot bis unter die Haare.“

„Was ist denn mit dir los?“ fragte Niebel verwundert. Die Klasse starrte fichernd auf mich. „Nebel!“ schrie Niebel. „Ihr habt es wahrhaftig nicht nötig! — Sag also, was versteht du hier nicht?“

Ich zuckte die Schulter. Vor der Klasse mich bloßstellen mochte ich nicht.

„Komme nach Schluß zu mir“, sagte Niebel. Er sah mich forschend an und ein wenig, schien mir, bekümmert. Einen Augenblick blinnte es in mir auf, daß dann die passende Gelegenheit für meinen Anschlag sei. Gleich darauf kam es mir unschuldig vor.

Nach Schluß, als sich das Zimmer zu leeren begann und mich die Kameraden zum Nachsitzen beklüßwünschten, ließ mich Niebel vor das Katheder treten. Er sah auf dem Stuhl, sah mich an beiden Armen und zog mich zu sich her und sah mich durchdringend an. Nach allem, was ich geplant, schlug ich die Augen zu Boden.

„Nun sag“, begann er, „was ist denn in dich gefahren? Warum hast du das mit Häberle getan?“

Ich schwieg. Was sollte ich antworten? Daß mich der Frühling zu dem Schabernack verleitet, war mir damals nicht klar.

„Dann kannst du mir wenigstens verraten —“, fuhr Niebel fort. Ich zuckte zusammen. Wählte er um meinen Anschlag. „Hast du Angst?“ fragte Niebel ruhig.

Ich schüttelte den Kopf.

„Also versteht du das Einmaleins nicht oder tust du nur so?“

Obwohl mir letzteres bedeutend lieber gewesen, gab ich nach einem Weilschen das erstere zu.

Niebel führte mich vor die Rechenmaschine, sonderte in drei aufeinanderfolgenden Reihen je sechs Augen nach rechts und ließ sie mich zusammenrechnen.

„Und jetzt“, sagte er, „anzuht nur traug 6 und 6 gibt 12 zu zählen und 6 gibt 18, vereinfachst du das Verfahren, indem du die Reihen zusammenreiffst und sagst: 3 mal 6 gibt 18. Das heißt man vervielfältigen und geht in unserer raschlebigen Zeit bedeutend schneller. Verstanden?“

Ich nickte.

„Und jetzt zieh deiner Wege und werde wieder ein ordentlicher Junge.“

Begeistert schlug ich in die dargereichte Rechte ein und sprang zur Tür hinaus. Ich war wieder mit meinem Lehrer, auch mit dem Leben verlobt, das mir auf einmal leicht und leuchtend schien wie eben nur ein Märztag nach einem langen grauen Winter.

August Scholtis:

OPPALAND

Die Oppa, eine silberne schimmernde Weidenrute, ein munteres Plüßchen. Vom Berabst des Altvater geseit, vom Saite schlesischer Bäche gefüllt, bergkristallin klingend gegen des Reiches Grenzen, vollzieht sie hinter Jägerndorf, der alten Tschertstadt, einen österreichisch-ungarischen Postkurs gegen Süden, wird preussischer Grenzfluß für etwa hundert Kilometer. Vom Alten Fritz dazu willkürlich kommandiert, Maria Theresia weint darum, schilt den Alten Frigen, lammert um ihr Schicksal: „Den Garten hat er mir genommen, den Jaun hat er mir gelassen.“

Verfallenes gedachte auch des Jaunes, brach ihn ab im halben Unterlauf, Gultschin und sein Vändchen wurde den Preußen genommen, den Tscheken gegeben. Das Plüßchen wurde ruhiger in diesem Teil, vom Schmuagel unbehelligter und feuchter. Doch dafür braunen wenige Meter jenseits des Ufers seitdem die Luxuszüge gen Troppan und Jägerndorf. Sie kommen aus der nahen Metropole der jungen Republik, aus Mährisch-Odrau und aus Wittkowitz, aus Tscheken und Karvin. Sie eilen gegen die deutsche Hauptstadt dieses Tales, Troppan, Opava geheißt von den Tscheken... Sie braunen weiter, immer den Fluß entlang nach Jägerndorf, in die Berge weiter, zur andern Seite hinab nach Mähren und nach Böhmen und nach Prag.

Nun bin ich wieder in der kleinen Heimat, ja, und nun fahre ich weiter zu ihrem dörflichen Herz. Die Lokomotive wirft sich übers Gleis, dort drüben der alte Mann auf dem Aker neben dem Fluß, das ist mein Vater. Er pflügt so, wie er vor zwanzig Jahren pflügte, als ich sein unfolgsamer Bub gewesen und immer noch einmal ins Dorf hinuntermühte wegen Schnaps, mit dem er sich hinter die Kühe dückte, trant und dann weiter pflügte. Freilich war danach die Furche schief geworden und ich allein war schuld.

Oppatal, herrliches Heimatstal meiner Tränen, eines Tages werde ich dich finden und nicht lassen und alle Musikanten werde blasen und alle Häuser werden eingespant und in zehn Kastenwagen auf dinstendem Stroh werden wir Lummeln, sausen und Trompete blasen, Oppatal, mein Heimatstal.

Morgengruß

Nun Herz wach auf!
Die Sonne beginnt den Lauf.
Der Regen verrann die Nacht erstarrt,
der Berg ist überspritzt mit Tau.
Engelswölkchen segeln rosensfarb
durch das kühle Morgenblau.

Wilhelm Kirsch

Soweit wir die Kulturgeschichte der Menschheit übersehen können, haben dem Menschen vier Tierarten stets besonders nahegestanden: der Hund, das Pferd, das Kamel und das Reentier. Während dem Kamel und dem Reentier nur eine beschränkte regionale Bedeutung zukommt, ist der Hund bei aller Hilfe, die er dem Menschen hauptsächlich als Jagdgenosse und Wächter bietet, kulturgeschichtlich doch nicht von so großer Bedeutung geworden wie das Pferd. Das Pferd und seine Abarten (Maultier, Esel) diente und dient vor allem als Träger und Fortbeweger des Menschen und seiner Habe.

In einem Entwicklungsstadium des Menschen, das noch nicht die Domestikation des Pferdes kannte, waren unsere Ahnen in unvergleichlich höherem Maß evolv. und ortsgewunden wie in späteren Zeitaltern, als das Pferd seine volle Geltung im Leben unserer Vorfahren erlangt hatte. Ohne die Benutzung des Pferdes kann man sich die Durchführung der großen weltgeschichtlichen Kriege- und Wanderzüge gar nicht vorstellen. Das bedeutet u. a., daß der Mensch in grauer Vorzeit in viel höherem Grad an den Nahrungsmittel-Spielraum eines bestimmten Gebietes gebunden und allen Fahrlichkeiten seiner Erziehung, insolge harter Bevölkerungsvermehrung oder nachteiliger klimatischer Vorgänge, preisgegeben war wie zu einer Zeit, als die Ortsveränderung mit Hilfe des Pferdes unvergleichlich leichter und schneller vor sich gehen konnte.

Die sogenannte Völkerwanderung, die sich Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. aus Asien und Ost-europa in das Abendland vollzogen hat, wäre ohne das Pferd wohl niemals zustande gekommen, denn es handelte sich in Bezug auf die Zuwandernden größtenteils um ausgesprochene Reitervölker, die aus den mittelasiatischen Steppen sich zu Pferde fortbewegten, und nur dank der Fähigkeit dieser Tiere, nicht nur als Fortbeweger, sondern auch als Ernährer (Milch und Fleisch) zu dienen, konnten sich diese Menschenmassen, die feinerlei Landwirtschaft, sondern nur Viehzucht sozusagen auf dem Marsch betrieben, am Leben erhalten und siegreich vordringen.

Die große arabische Wanderungsbewegung im 7. und 8. Jahrhundert, die hauptsächlich unter religiösen Impulsen aus Arabien nach Afrika und über Spanien bis nach Mittelfrankreich einerseits, und über Syrien, Vorderasien, Persien bis nach Indien andererseits, hingeführt ist, wäre gleichfalls ohne das Pferd unmöglich gewesen. Als Streiter, als Lastträger und als Zugtier hat es diese mächtigen Eroberungszüge tatsächlich durchführbar gemacht.

Überall, wo Stämme, die sich des Pferdes zu bedienen verstanden, auf Völker trafen, die dieses Tier nicht kannten, hatten die ersteren von vornherein vor den letzteren eine große Ueberlegenheit. Das trifft z. B. in besonders hohem Grade auf die Spanier zu, die im Laufe des 16. Jahrhunderts, von Mittelamerika ausgehend, sich große Teile die-

ses Kontinents unterwarfen. So merkwürdig es scheint: Die Indianer, die wir als ein Reitervolk anzusehen geneigt sind, kannten vor Ankunft der Spanier das Pferd überhaupt nicht, und die ganze nomadische Lebensweise der Prärie-Indianer hat sich verhältnismäßig spät herausgebildet, und zwar nur dank der Bekanntschaft mit dem Pferde, und — um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — mit der Feuerwaffe. Auf den europäischen Ursprung des Reitens der Indianer deutet u. a. das Sattelzeug hin, das spanisch-maurischen Ursprungs ist.

Welche Bedeutung im europäischen Mittelalter der Besitz eines Hofes als Zeichen sozialer Ueberlegenheit gehabt hat, und wie sich aus der Fähigkeit, „beritten“ seine Dienste dem Lehnsheeren zur Verfügung zu stellen, ein besonderer Ritterstand entwickelt hat, braucht nicht auseinandergelegt zu werden, hat doch die Kavallerie bis in die unmittelbare Zeit vor dem Weltkrieg zwar nicht mehr ihre allgemein-militärische, aber doch eine gewisse gesellschaftliche Vorrangstellung sich aus der Ritterzeit bewahrt. Uebrigens haben im Hebräer Krieg die großen Kavallerie-Attaken (Gravelotte, Mars-la-Tour, Sedan u. a.) noch eine bedeutende und z. T. entscheidende Rolle gespielt. Und wir alle, die wir etwa 50 Lebensjahre zählen, entsinnen uns noch genau der Zeit, als alle „Lokomotion“ auf Erden, sofern sie nicht zu Fuß erfolgte, durch die Eisenbahn und mit Hilfe des Pferdes vor sich ging.

Das ist erst um die Wende dieses Jahrhunderts anders geworden, als der Motor in Westeuropa schnell im gesamten Verkehrsweisen Eingang zu finden begann, wobei gegenüber dem Pferde hauptsächlich die unvergleichlich größere Schnelligkeit der Fortbewegung und die größere Festhaltbarkeit in Bezug auf den Lasttransport ins Gewicht fielen.

Jauchzendes Lied

Wo hast du dein blondes Haar
und deinen tolln Mund,
Frühling,
dich muß ich küssen.
Was ist dein Auge so klar
und dein Kleid so bunt
und wie hab ich so lange
auf dich
warten müssen,
Frühling.

Wild ist der Wind,
wie er treibt,
tanze mit mir,
du lachendes Kind.
Widiwit,
Und die Blumen tanzen,
Und die Sonne tanzt mit,
und die Vögel schütten ihr Lied
aus dem frohen Himmel.

Tanze mit mir,
tanze,
ich halte Schritt.

Wie ein launiger Schimmel
auf einer bauschigen Wolke
reitest du hin,
Nimm mich mit,
immerzu,
weil ich wie ein Kind bei dir
so glücklich bin.
Du.

Berbert Böhme

Es entsteht nun die kulturgeschichtlich belangreiche Frage, ob durch diesen Mechanisierungsprozeß das Pferd auf den Aussterbecanal geleitet worden ist. Die Statistik belehrt, daß das einstweilen jedenfalls nicht der Fall ist, denn wir hatten im Deutschen Reich 1936 noch 3410 327 (ohne Militärpferde), und 1913 im gegenwärtigen Reichsgebiet 3806705 Pferde, und die Zahl der Fohlen unter einem Jahr betrug 1936 225 477, 1934 aber nur 182 892. Für 1913 ist die Zahl der Fohlen leider nicht bekannt, aber die Tatsache, daß ihre Zahl zunimmt, läßt darauf schließen, daß man bemüht ist, die Zahl der Pferde nicht sinken zu lassen, sondern zu steigern.

Ueberblickt man die Statistiken anderer Länder, so zeigt sich ein recht uneinheitliches Bild; es gibt eine Reihe von Ländern, in denen der Pferdebestand in der Landwirtschaft (allgemeine Zahlen sind nicht zu beschaffen) heute größer ist als in der Vorkriegszeit, so z. B. in Dänemark, Schweden und Norwegen. In anderen Ländern hat sich die Zahl der Pferde ungefähr behauptet, in weiteren ist sie dagegen stark zurückgegangen, so z. B. in den Vereinigten Staaten von rund 21 Millionen auf 11,5 Millionen. Das hängt hauptsächlich damit zusammen, daß die Beschaffenheit des Bodens und die Agrarverhältnisse in den Vereinigten Staaten die Verwendung von Traktoren, motorisierten Pflügen usw. rationellerweise geboten erscheinen lassen, während die Bodenbeschaffenheit und die Viehzucht z. B. in Norwegen vielfach dazu zwingen, die Bedienung mit Pferden zu bevorzugen.

Jedenfalls kann von einem Verschwinden des Pferdes gar keine Rede sein, und aus der Beobachtung, daß in den Großstädten im Straßenbild das Pferd im Verschwinden begriffen ist, darf man nicht den Schluß ziehen, daß der Gebrauch des Pferdes „überholt“ sei. In der Landwirtschaft werden in Westeuropa auch heute die meisten Arbeiten noch durch die Kräfte des Pferdes bewirkt, weil es sich besser hierzu eignet als der Traktor, der motorisierte Schlepper. In der bäuerlichen Landwirtschaft ist die Verwendung des Pferdes in der Regel wesentlich billiger und auch insofern praktischer, als keine Abhängigkeit von dem Fruchthof besteht, dessen mangelnde Zufuhr eine motorisierte Wirtschaft unter Umständen völlig lahmlegen kann.

W.K. von Nohara:

PUNKT 6 UHR fährt die DSCHUNKKE



„Dieses China“, meinte Alexejew mit seinem unnachahmlichen russischen Akzent und wies in die Runde auf die Hütten, die bis an die Fensterbänke überschwemmt waren, „hat entweder zu viel Wasser oder zu wenig Wasser — aber es hilft nichts; Sie müssen unbedingt Ende der Woche in Tsinan sein, und wir werden sehen, daß Sie hinkommen.“

Ueber Bretter turnend, die man auf Böcke gelegt hatte, gelangten sie zum Fluß und zum Schuppen der Schifferbörse, der auf dem Flußdeich gelegen war und daher von der Flut verschont blieb. Aus dem Gespräch der Leute erfuhren sie, daß der Hoangho das ganze Gebiet bis hinunter zum Kaiserkanal, ja, bis vor die Tore von Tsinan überschwemmt hatte, die Omnibusse waren stecken geblieben, und das einzige Verkehrsmittel waren die Dschunken.



Runde Büfien

am Tag Flußboote der Reisler, während der Nacht Schlaftaum

„Schauen wir uns die an“, meinte Alexejew. Drei- bis vierhundert Meter von der Schifferbörse entfernt, in einer kleinen Einbuchtung, welche der Deich bildete, lagen fünf Dschunken, schaukelten und rieben sich an der Kaiwand. Denn der Hoangho war kein Fluß mehr; er war zum See angeschwollen und warf halbmeterhohe, gelbe, schaumgekrönte Wellen. — Gleich wurden Alexejew und Deutz von den Bootleuten umringt, die ihnen die Borzüge ihrer Fahrzeuge — 15 bis 20 Meter lange Rähne — prisen und deutlich zu verstehen gaben, gerade ihre Rähne wären die einzige Verbindung nach Tsinan.

Deutz wollte eben einen von den Kerlen fragen, was die Fahrt nach Tsinan kosten würde, als Alexejew sich ins Mit-

tel legte und sagte: „Der Herr will ja gar nicht nach Tsinan; er hat Zeit, viel, viel Zeit und will auf die Wiederaufnahme des Omnibusverkehrs warten.“

„Saha“, lachten die Kerle, „da kann der Herr bis zum Winter warten; vorvergangenes Jahr ging das Wasser nicht vor dem ersten Frost zurück.“

„Auch gut“, machte Alexejew und wandte sich zum Gehen.

Deutz hielt ihn am Ellbogen fest. „Aber hören Sie, Alexejew, Sie wissen doch, daß ich schnellstens nach Tsinan muß, sonst verpasse ich in Tientsin das Schiff nach Deutschland und — —“

„Mann, reden Sie nicht so erregt. Die Leute lesen Ihnen ja den Wunsch, schnell nach Tsinan zu gelangen, am Gesicht ab und steigern den Fahrpreis aufs Dreifache. — Bleiben Sie ruhig, und wir werden sehen.“

Sie stellten sich auf dem Deich in Postur und taten so, als ob sie die erlesene Schönheit der Landschaft — Lehm, Schlamm, schlammiges Wasser und Hütten aus Lehm — bewunderten. Einige der Dschunkenleute machten sich an sie heran.

„Wenn der Herr sich doch entschloße, nach Tsinan zu fahren, könnten wir uns ja über den Fahrpreis einigen; zwei Dschunken fahren ohnedies hin — Vierzig Dollar — —“

„Ich will doch gar nicht nach Tsinan“, entgegnete Deutz, „ich will stromaufwärts nach Kaifong, von wo ich die Eisenbahn benutzen kann.“

„Es ist aber doch ein großer Umweg zur Küste, und zudem befindet sich die Bahn in den Händen der Soldateska des Generals Tschung. — Dreißig Dollar.“

„Dann warte ich bis die Flut sich verzieht.“

„Zudem“, fügte Alexejew hinzu und ging weiter, „zudem verträgt mein Freund die Wasserfahrt schlecht; auf einem Schiff kann er keinen Bissen herunterkriegen.“

„Fünfundzwanzig Dollar inklusive Verpflegung, das ist aber das Allerbeste, Herr, beeilte sich einer der Kerle.“

Sie begaben sich zur Börse, und der Leiter fertigte Deutz einen Fahrvertrag aus. — Fünfundzwanzig mit Verpflegung? — meinte er mit unverhohlener Bewunderung, „können Sie aber handeln!“

„Wann fährt die Dschunke?“

„Morgen früh um sechs — pünktlich. — Wollen Sie nicht doch die Expressdshunke nehmen?“

„Mir liegt gar nichts daran.“

Am andern Morgen um vier erhob sich Deutz, machte Toilette, verabschiedete sich von Alexejew, der auf das Zurückgehen der Flut warten wollte, um über Land an die Küste zu gelangen, und stand um fünf schon auf dem Deich.

„Ist das die Dschunke nach Tsinan?“

Jemand grunzte ein verschlafenes Ja. Es war noch ganz dunkel, der Himmel völlig verhangen; nur im Osten über der wüsten Wasserfläche schimmerte es verbluttern.

Deutz kroch an Bord, und da es zu tröpfeln begann, begab er sich unter Deck in eine Luke, die viermal zwei Meter maß. Frühfroh hockte er auf dem Gepäck. — Um sechs regte sich nichts an Bord, um sieben immer noch nichts. Um acht kamen vier chinesische Fahrgäste, grüßten lächelnd und bauten sich neben Deutz in die Luke.

Es regnete in Strömen und die Leute rochen durchdringend nach nassen Zeug. — Um neun gab es das erste Frühstück, bestehend aus Hirse, die in Wasser gekocht war. Um zehn trafen weitere drei Fahrgäste ein: nun waren es schon acht in dem kaum meterhohen Raum.



Drei Dschunken aneinander veräu

und haushoch mit Warenbällen beladen — ein alltägliches Bild auf Chinas Wasserstraßen

Der Regen trommelte. — Nein, ehe der Regen nicht aufgehört, würde man nicht abfahren können. — Warum denn nicht? Es wäre doch Wind, und das Boot nicht aus Zucker.

„Ja — aber das Feuerwerk würde naß werden.“

Welches Feuerwerk?

Um zwölf gab es das zweite Frühstück, bestehend aus in Wasser gekochter Hirse, um vier das dritte Frühstück, bestehend aus Hirse, die in Wasser gekocht war. Deutz war mit der „vollen Verpflegung“ also doch hereingefallen. — Abends wieder Wasserhirse. Dagegen strömte kein Wasser mehr vom Himmel.

„Warum fahren wir nicht? Das Feuerwerk würde doch trocken bleiben?“

„Bei Dunkelheit, Herr? — Bei Dunkelheit sieht kein Seemann in See.“

„Ganz gewiß nicht.“

Deutz begab sich an Land und kaufte um ein Heibengeld Lebensmittel ein: Fleisch, Brot, Tee, Zucker. — Als er an Bord zurückkehrte, lag die ganze Luke voll schlafender Menschen; wohin er trat, trat er in Weiches, Warmes. Morgens beim Erwachen zählte er dreizehn Personen. — Nun, er war nicht abergläubig.

„Wann segeln wir?“

„Punkt sechs.“

„Abends doch wohl, denn sechs Uhr morgens war es schon vor zwei Stunden.“

„So?“

Es rieselte. Mittags karte es auf. Nach der Wasserhirse, die Deutz mit Corned Beef vermischt aß, kam das Feuerwerk: ein Mann nähte mit ganzen Strängen von Knallfräsen, vielen Kilogramm Feuerwerkskörpern um den Leib, die er girlandenartig über lange Stangen hängte und anzündete — um mit ihrem Lärm die bösen Dämonen zu vertreiben, die sich gern auf abfahrende Schiffe schleichen. — Das Pulver war aber doch naß geworden und brannte nicht. Ersatz konnte erst am Abend beschafft werden, und abends stachen Seeleute, die auf sich hielten, nicht in See.

Morgens strahlte der Himmel und es wehte eine günstige Brise. Das neue Feuerwerk wurde abgebrannt und brannte und knallte und stank eine volle Dreiviertelstunde. Eine allgemeine Erregung hatte sich des Schiffes bemächtigt. Die Mannschaft warf sich in die Luke und begann unter rhythmischem Gesang das Segel hochzuheizen.

„Huila“, sangen sie, wir sind die kühnsten Segler von Schantung und Honan!

Hangla, von uns erzählt man sich jenseits des großen Weltmeeres!“

Dabei riß das Tau, an dem das Großsegel hing und das infolge der feuchten Witterung morisch geworden war. Und in ein Groß-Schot — das wußte Deutz als alter Mastsegler — kann man keinen Knoten machen. — Der Seilmacher verpflichtete sich jedoch, bis zum Mittag des nächsten Tages ein neues Tau zu liefern.

Entgegen aller Erwartungen vollzog sich die Abfahrt am andern Morgen ohne Zwischenfall; die Dschunke erreichte die Mitte des Stromes, und von der starken Strömung getragen, von einer kräftigen Brise geschoben, machte sie gute Fahrt. Sobald es dunkelte oder der Regen fiel, wurde geankert; viermal vier Hirsemahlzeiten gab es, vier Tage dauerte die Reise über die 180 Kilometer bis Tsinan.

Am Kai wurde Deutz von Alexejew abgeholt, er wunderte sich nicht einmal darüber, den russischen Freund bereits vorzufinden. „Ich bin zu Fuß gegangen“, erklärte der, „allerdings häufig bis an die Hüften waten; dadurch kam ich naturgemäß langsamer vorwärts.“

Ein gelbes Auto war neben der Dschunke vorgeschahren. Der Kapitän kam Deutz nachgelaufen: „Ich habe vergessen, Ihnen die Hälfte des Fahrvertrags abzunehmen; ich muß sie haben damit ich zu meinem Geld komme.“

Deutz reichte ihm den halben Schein; der Kapitän durchwühlte seine Taschen, fand aber nicht die Hälfte, die dazu paßte. Er musterte den Schein. „Jaaa“, machte er gedehnt, „Sie sind irrtümlich mit der falschen Dschunke gefahren; Ihr Fahrchein lautet auf die gewöhnliche Dschunke, und dies hier — —“

„Dies hier — —?“

— ist die Expressdshunke, mein Herr.“



Eine Fischerdschunke gleitet vorüber

die den Hong kaum zu tragen vermag. Der Strom ist hier breiter wie ein See. Aufnahmen: W. A. v. Nohara

Marie Grengg

Von Paul Sättele

Was uns an der deutschen Frau am liebsten wertvollsten und des höchsten Preises würdig erscheint, ihre Mütterlichkeit, das Kraft die Persönlichkeit und das Werk Marie Grenggs, der deutsch-österreichischen Dichterin, in einer so naturhaften und doch bewußten Kraft und Fülle aus, daß wir, bealücht und erschüttert, ihre Dichtuna als Offenbarung empfinden. Wenige Frauen besaßen diese tiefe Kenntnis des Menschenherzens und waren gleichzeitig beanodet, von der Mütterlichkeit her seine Geheimnisse zu fänden und zu deuten. Eine unerhöpliche Liebe zu den in die Irre geangenen Menschen spricht aus Marie Grenggs Büchern zu uns. Sie kennt die Schmerzen und Leiden, aber auch die Bealüchtuna und abtliche Lust des Menschseins aus einem Erleben und hebt alles in Demut und Güte, in verhaltener Anbrunn und Dafeinswonne, in beladender Kraft und zwinanendem Gestaltunawillen zu dem heiligen Gral der Kunst empor, auf daß es den Menschen in Nacht und Wirnis leuchte und strahle. Mit behutamen Frauenhänden, aber mit einem starken, wachen Geist löst sie die Knäuel der Verwirrunen, stellt sie die großen Sinnbilder alles Lebens auf. Sie kennt die Abstände und Gipfel der Menschenseele und besitzt die hohe Gabe, sie sichtbar zu machen. Sie hat tiefe Kunde von Blumen und Tieren und allen Geschöpfen und umfaßt sie mit schweiferlicher Liebe. Sie erwirbt die aebheimen Kräfte der Mutter Erde, erfüllt die kosmischen Ströme und weiß beide mit großen Bildern und Reichen auszuföhnen. Aber alles, was sie wesenhaft macht, was sie mit ihrem schöpferischen Odem zum Leben erweckt, ist an ihrem Herzblut wach und warm geworden, hat sie mit mütterlichen Armen amieat. So hat sie ihr Frauenbildnis erlitten in ihrem Werk, das eben deshalb von heiliger Mütterlichkeit unmittert ist. Wo immer die Schwinnaunen und Ausstrahlunaen, die von dem Werk dieser aufrechten, mütterlichen deutschen Frau ausgehen, an Menschenherzen röhren, wird der Gebuete erhoben, der Betrübte froh, der Niederaebrochene aufgerichtet werden. Der Starke aber, der Besinnliche und der Bereitte werden sich bealücht finden und frohbealücht ihren Weg weitergehen.

Als im Jahre 1930 ihr erster Roman „Die Flucht zu m grünen Bergort“ erschien, hatte sich Marie Grengg schon als Zeichnerin und Malerin einen Namen gemacht. Die Zeit, in der sie nun auch mit der Gewalt des Wortes an die Öffentlichkeit trat, war ihr allerdings nicht aünstig. Alles Bodenständigkeit, Heimatgebundene, Gelunde und Güte, alles was die großen und ewigen Dinae des Lebens bealücht, wurde von einer Clique von Literaten als lächerlich und rückwärtia abaeatun und in den Rot aeacert, um so weit war auch im Volk die Perfekuna schon aeiebten, daß es blind und taub die Höhen der Verneinuna anbetete, deren lasterhafte Kraben es in babylonischer Verwirruna umtanzte. An den wenigen, die die furchtbare Gefahr dieser Seuche erkannten und als Schildträger der Reinheit und naturhaften Frömmigkeit sich vor das Volk stellten, achörte Marie Grengg. Wie ein Sturmwind fuhr ihre „Flucht zum grünen Bergort“ in den Mober der faulen Zeit, erweckte die tränen Berzen und verzaarten Geister und fachte mit frischem Luftau die toten Seelen auf, daß das Feuer, unter der Asche wieder, zu alimmen und zu brennen begann. Dies Hohelied auf den Sezen der Einamkeit und Stille wurde zur veraltlichen Klamme, die den wärtlichen Ranken hinüberrettete in eine neue, hochamute Zeit. — Ihr zweiter Roman „Peter“ aealltet das Leben und die Seelsale der Menschen einer Kleinstadt. Wie lebenswert, wie unproblematisch, wie oranisch erwachsen und durchblutet sind diese Gestalten! Da ist die Korona Kronacher, die mütterliche Frau aus dem Volke, mit der unachillten Sehnsucht im Herzen, mit der stets aleichbleibenden Liebe und Güte einer edlen Weibseeele. Sie aeichert nicht nur in dem Buch, sie steht leibhaftig und lebendia vor uns, wir kennen sie, — oh, wir kennen sie schon lanee, es ist unsere Mutter, ist die Geliebte, die Schwester, ist die deutsche Frau. Wir möchten ihr die Hand röhren, möchten ihr danken, daß sie da ist, daß sie ewig da sein wird, solanee das deutsche Gemüt und die deutsche Seele leben. Und dann der Peter! Der arme, kleine Bub, der durch soviel Leid aehen muß. Wann ist eine Kindesseele feiner und wahrer aechildert worden! Wieviel Mütterlichkeit muß die Seele der Dichterin erfüllen, daß

sie dieses Kind aus der Brunnenrube der Ewigkeit in die Zeit gehoben hat! Aller Mütter Liebe und Leid müssen in ihrem Herzen alühen. Ueber allem aber schwebt wie ein aarter Duft und Hauch die frohbesehwinante Heiterkeit einer wahrhaft frommen Seele, die das schöne, starke Leben bealücht und die Unholde aus dem Paradiesgarten der Erde vertreibt.

Auf ein völlig neues Gebiet bealücht sich die Dichterin mit ihrem nächsten Roman „Das Feuer mandl“ (1935), in dem sie die arohen Probleme der Zeit an sich reißt, um sie mit reifer Meisterlichkeit in Menschen und Schicksalen aufbrechen zu lassen. Mit es aber nicht selbstam, daß eine der ersten wirklichen Dichtunaen um das Problem der Erbaesundheit von einer — Österreicherin aechildert wurde! Indem sie Gestalten schuf, die, maklos an ihrem kranken Blute leidend, entweder zu Verbrechern werden oder an der Grenae von Genie und Irrsinn über die Erde rasen. Aber die furchtbare die Nachseite dükert, um so strahlender und bealüchtender leuchtet der Tag, funkelt und blüht es von reichem Leben.

Den bisherigen Höhepunkt ihres Schaffens erreichte Marie Grengg mit der Novellenammluna „Starke Berzen“ (1937), die man neben die besten Erzählunaen stellen darf.

Eine arößere Erzähluna „Der murrende Berg“ aeiat die enae Verbindung der dämonischen Kräfte der Natur mit den Seelsalsmächten in der Brust der Menschen. Geballt, wesenhaft schön und durchaus männlich sind Sprache und Gestalten dieses Buches. Alles aber ist beschloun und beheimatet in einem tiefen Volkstum, in Sitten und Gebräuchen, die teilweise noch in die vorchrüliche Zeit zurüdegehen.

Romane und Erzählungen

Felix Niemkafen: Die junge Frau Greven. (Roman Berl. Nuelle & Meyer, Leipzig, 368 S., RM. 3.80.) Zu bekannter Niemkafen-Art wird eine junge Beamteneehe behandelt, geistreich und sprühig mit tiefem Ernst im Hintergrund, Kleinstadtmilieu schillert in allen Farben in eine Ehe hinein, die durch die fröhlich-philosophische Art eines Lebenskünstlers einen veröhnden Gleichklang findet. Man amüsiert sich fröhlich mit diesem Niemkafen, der so unproblematisch Probleme zu überwäligen versteht. *Dr. G. Effen.*

Gustav Schröder: Im Schatten des Helberges. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh, Reinen 440 RM. Gustav Schröder behandelt hier eine Thüringer Dorfgeschöchte, die weniger wie ein Roman, sondern mehr wie ein spannend geschriebener Tatsachenbericht anmutet. In der Hauptsache dreht es sich um den Bau einer Wasserleitung, der sich ein unfähiger Bürgermeister mit allen, auch den unfaubersten Mitteln widersetzt, um einen Kampf, der aber dank des letzten Gegners des Bürgermeisters zugunsten des Starren entschieden wird. Es ist eine lehrreiche Geschöchte aus dem Volk und für das Volk.

Kurt Herwarth Ball: Die Tochter. Wilh. Bimpert Verlag, Berlin. Ball hat den Stoff zu seiner Novelle dem Leben entnommen. Es ist die wechselvolle Lebensgeschöchte einer Bauernochter, die durch den frühen Tod ihrer Eltern auf sich selbst gestellt wird und deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, den Hof ihrer Väter der Familie zu erhalten. Ohne jede Härtefeligkeit, klar und folgerichtig zeichnet der Verfasser den Lebensweg dieser Bauernochter, die unbeeingam allen widrigen Geschehen trotzend, schicksalich das von ihr gesteckte Ziel erreicht und das Befehlen und den Namen des Erbhofes für die Zukunft sichert.

Elisabeth Goudge: Die Stadt der Glocken. Gust. Kiepenheuer Verl., Berlin. Die Stadt der Glocken ist eine

Erinnerung an Presber

Rudolf Presber: „Der bunte Kreis.“ Die schönsten Erzählungen und Geschöchten aus dem Lebenswerk eines Optimisten. Geb. RM. 4.80. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart — Berlin.) Der frohe Mund des Dichters, der von der Menschlichkeit die Wärme und Bedrängnissen, ihren Wichtigkeiten und ihren lebenswerten Torheiten so beglückender plaudert weiter in all den Erzählungen, mit denen er viel Tausenden ergöhliche und besinnliche Stunden schuf. Die schönsten der feden und der empfindungsreichen Geschöchten hat liebende Hand jezt in einen „bunten Kreis“ zusammenge stellt und neu herausgegeben, neue Freude damit zu erwecken. Ein Kreis, in dem es bunt genug zugeht. Der köstliche Humor und die lächelnde Beschaulichkeit des Erzählers gibt sich in ihm bald in drastischer Selbstverpöpfung, bald in übermütiger Zeichnung großartiger, selbstgefälliger oder eigenbrüderlicher Menscheneispiele, bald in zarten Stimmungsbildern ruhender Weltfremdheit, die lesse an unser Herz klopfen. Immer aber ist es etwas, das in unser Innerstes Sonne hineinragt und Wohlgeföhll. Ist es ein wahrhaft deutsches Gemüt, das im kräftigen Spott, im herzhaften Lachen und in wehmütig-lächelnder Bescheidung gleiche Geföhle hervorruft. Rudolf Presber, der einst auf dem Gymnasium der badischen Landeshauptstadt sich die erste Gelehrsamkeit holte und die ersten bleibenden Freundschaften schloß, ist uns mit dieser Auswahl des „Bunten Kreises“ wieder einmal ganz nahe gerückt. Denn es ist ein Buch voll Gesundheit und Frische, in der schmunzelnden Karikatur wie in dem humorigen Empfindungsreichtum des Dichters, der als ein wirklicher, warmherziger Optimist durch das Leben airt. *Walter Herzog.*

Kleine englische Stadt mit einem ehrwürdigen Dom, aus der die Verfasserin in vollen Zügen die Motive für ihren Roman geschöpft hat. Im Mittelpunkt des künftigen Geschehens steht ein ehemaliger Hauptmann im englischen Generalstab, der durch eine schwere Kriegsverletzung aus einer aussehensreichen Laufbahn gemorfen worden ist. Eng vermoben ist damit das Schicksal eines Dichters, der sich erbittert vor dem Unverständnis der Welt veröhlet bis er von treuen Freunden wieder zum Glauben an das Gute in der Welt zurüdegeführt wird. *Karl Binder.*

Margarete Windthorst: Die Sieben am Sandbach. Roman. 352 Seiten. G. Grote Verlag, Berlin. Reinen RM. 6.— Margarete Windthorsts Roman schildert das Leben einer westfälischen Bäuerin aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, eines Weibes, das, mit heiligen Augen betrachtet, ein schier ungeheuerliches Schicksal meistert; zwei Ehegatten zu überleben und einen dritten zu freien, um des Hofes willen, von vier leiblichen Söhnen und einem zugebrachten im Stich gelassen zu werden und dennoch durch das letzte Kind, ein Mädchen, die Zukunft des Hofes zu sichern. Nimmt man hinzu, daß die Bäuerin zeitweilen einen Mann liebt, der sie veröhmt, daß sie für einen Hof kämpft, auf dem sie nicht geboren ist, und daß sie das Heimweh nach dem Elternau nie ganz veröhnt, so scheint der Stoff für eine Tragödie überreich. Es ist, als ob der Geist der bäuerlichen Erde alles menschlich-persönliche veröhnd und geredt unter seine Gesetze beuge.

Ernst Zahn: Ins dritte Glied. Roman. 317 Seiten. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart — Berlin. Reinen RM. 5.— Klarer Wirklichkeitsinn, gepaart mit einer meisterhaften Darstellungskunst, götig lächelndes Wissen um die Krausheit alles menschlichen Lebens und Strebens und ein mitreißender Idealismus sind die Wesenszüge, denen der Dichter in seinem neuen Werke Ausdruck verliehen hat. Bauer und Bäuerin erfahren, aber begreifen es nicht, daß „Blut Blut ist und ein Strom, dem das Leben, nicht der Schulmeister und nicht Vater und Mutter den Lauf bestimmen“. Und wieder, schon längst des Bügelhaltens müde, beginnen die beiden Aiten, von hanger Sorae um den Hof erfüllt, von vorne, forden auf das eigene Blut in den Enkeln und versuchen sie zu formen, aber auch die Hoffnung auf die drei Kindesfinder wird fast zushanden; nur in Bruna, Kind einer Magd und des Sohnes, erkennen die Großeltern sich wieder. In ihr und dem guten und getreuen Knecht Jakob, dem ihr junges Herz zugehen ist, steckt die gesunde Kraft, den stolzen Hof zu halten und vorwärtszubringen.

Hans Richter: „Berliner Pflaster.“ Scherl Verlag, Berlin. Es gibt viele Beschreibungen von Berlin, die keine endgültige Deutung veraten. Selbst dem Berliner ist es nicht immer gelungen, trotz seiner Schlagfertigkeit und einer geübten Tüchtigkeit, mit wenigen Sätzen auch die verwickeltesten Zustände und Lebenslagen zu umreißen, eine vollkommene Beschreibung seiner eigenen Heimatstadt zu finden. Hans Richter hat in dem vorliegenden Werk einen großen Teil Charakteristik dieser außergewöhnlichen Stadt geschöcht in Zeilen gefaßt. Es sind kurze Ausschnitte aus dem täglichen Leben, die aber Berlins Eigenheit mit keinem Gesicht anderer Großstädte vergleichen lassen. *Eugen Hornung.*

„fliegende Blätter“

fliegende Blätter. Der 2. Halbjahresband 1937, in der Gesamtercheinung der 187. Band, ist soeben herausgegeben. Er faßt, wie auch der vor Monaten erschienene 1. Halbjahresband 1937, die wöchentlichen Ausgaben dieser lustigen Blätter in einem schönen Ganzleinenband zusammen, so daß aus der Vielzahl der mit tausend Wiken, geistreichen Kurzaufsätzen, kurz pointierten humoristischen Zeichnungun in Schwarz-Weiß und in bunten Farben, Bildfolgen, Bilderpreisräseln und was alles so ein Heft der „fliegenden Blätter“ enthält, ein stattliches und schönes Buch geworden ist. Für Stunden häuslicher Langeweile eine köstliche Kurzwel, ein Grillenvertreiber und Trost für schlaflose Welterae. Man wird immer wieder gerne nach diesem umfangreichen Band greifen, der Vielen willkommen sein wird. (Verlag J. F. Schreiber, München.)

Zeitgeschehen im Buch

Paul Schmitz: „Al-islam.“ Verlag W. Goldmann, Leipzig. Reinen RM. 7.50. Der Untertitel „Weltmacht von morgen?“ deutet die Frage an, die das Buch des erfahrenen Orientkenners beantworten will. Es zeigt zunächst Grundlagen und Voraussetzungen auf, die zum Ausbruch der islamischen Welt führen, um von hier aus mit eindringlichen Farben, ohne ein Fantasiegemälde zu entwerfen, die Möglichkeiten anzuzeigen, die ein unter der Fahne des Propheten geeintes Aien gegen ein uneiniges Europa hat. Große Entscheidungen hängen im islamischen Raum, alle Kräfte wenden sich jedenfalls gegen die weiße Rasse, die sich der drohenden Gefahren nicht bewußt zu sein scheint. Das Buch ist ein ernster Mahnruf und verdient gehört zu werden.

Otto von Moser: Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg. Verlag Chr. Belfer, Stuttgart, 444 S., RM. 10.— In der zweiten Auflage erscheinen die „Plaudereien“ des bekannten Armeeführers, die in Wahrheit sehr ernste und sehr ernst zu nehmende Kriegsliteratur darstellen. Klug, geistreich, Sachkennner erster Ordnung, verantwortungsvoll in der Kritik entwirrt in klarem Auiriß der Verfasser ein Bild des Weltkrieges, das wir vielen Deutschen auf den Gesichtlich wünschen möchten. *Dr. G. Effen.*

Hans Sinkel: Einer unter Hunderttausend. 262 Seiten. Verlag Knorr u. Girth GmbH, München. Reinen RM. 3.70. Hans Sinkel, einer aus den ersten Kolonnen der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung, erzählt in diesem Buch Selbstlebtes. Er berichtet von Opfer und Kampf der deutschen Nachkriegsgeneration, der Generation also, die bei Kriegsende erst vor der Aushebung stand, zeichnet aus eigener Erfahrung den Weg vom unbekanntem Bürgerjüngchen, bis in den nahen Mitarbeiterkreis um den Führer. Etwa 20 Jahre Zeitgeschehen spiegeln sich in dieser Schilderung des Autors wider: Kampf um den Rhein, Kampf gegen Verrat von innen und außen, der opfervolle Marsch zur Feldherrnhalle, die Jahre der Verfolgung und des Terrors, Umbruch und Auf- erstehung der Träger einer neuen deutschen Geschöchsepoe.

Das alles paßt nicht nur den alten Kämpfer, es muß erst recht die Jungmannschaft von heute paßen, welcher hier von einem Mann, der bei so vielen entscheidenden Ereignissen mitgewirkt hat, auch die vielen kleinen Kämpfe und Episoden aus der Kampszeit mitreißend erzählt wird.

Frontsoldaten wollen den Frieden. Herausgegeben von der „Mannschaft“, der Kameradschaft der Frontdichter, mit einem Geleitwort von Reichskriegsopferführer Oberlindober. 350 Seiten. Safari-Verlag, Berlin. Ganzleinen RM. 4.80. Vierzig unserer führenden deutschen Frontdichter bekennen in dieser Sammlung schlichter soldatischer Erlebnisse, wie sie im Begner den Bruder, im Feind den Menschen, im Feindesland Gottes Erde fanden und erkannten. Es geschöcht in so würdiger Weise, daß alle diese Erlebnisberichte durchaus wert sind, als Kabinettstücke der Erzählerkunst dem Schatz deutscher Profadichtung eingereiht zu werden. Das gibt diesem Buche neben seiner politischen Bekenntniswucht das dichterische Gewicht, das jezt und künftig zugunsten der darin verfolgten Sache bedeutung in die Waagschale fallen wird.

Herbert Melzig: Kamal Atatürk. Untergang und Aufstieg der Türkei. Societäts-Verlag Frankfurt a. M. 305 Seiten mit 16 Bildseiten. Ganzleinen RM. 6.80. In dieser biographischen Darstellung des Lebens und der Persönlichkeit des türkischen Staatspräsidenten Kamal Atatürk tritt das private und persönliche Schicksal in den Hintergrund; dafür werden die in der Persönlichkeit liegende Logik der politischen Entwicklung, die Kraft einer politischen Idee und die Mittel ihrer Verwirklichung dargestellt. Die dramatische Schilderung der großen Schlachten auf Gallipoli und in Anatolien, an denen Kamal Atatürk teilgenommen hatte, die Vokleung des unendlich feinen diplomatischen Gewebes, die Klarstellung der geschöchtlichen Rolle des Sultans und Kalifats, der arabischen Kulturereinflüsse und der Besinnung auf die türkische Nation neben der ideenmäßig klar gealoberten und stilistisch durchgebildeten Darstellung Melzigs ihren einzigartigen Wert. Das mit Bildern der alten und neuen Türkei sorgfältig ausaestattete Buch verdient darum als eine im ersten Sinne politische Biographie besondere Beachtung. *Eugen Hornung.*

DER WANDERER

Er schreitet vorwärts und läßt kaum ermüden seinen raschen Schritt. In seinem Herzen singt ein Traum und tausend Wünsche wandern mit.

Fernab ist irgendwo ein Ziel, das er am Abend wohl erreicht. Das Leben ist ihm wie ein Spiel und bleibt in allen Schmerzen leicht. Und wie er Bild um Bild erschaut auf manchem Berg und mancher Flur, so fühlt er innig sich vertraut mit jedem Wunder der Natur.

Franz Cingia.

gar mächtig, und es währte nicht lange, da hatte er all sein Pulver verschossen. „Na, nun muß er noch etwas zugeben, Gesellen, hab ich nicht recht? Eben hätte ich mich für dreißig Glas Bier herunterholen lassen, jetzt muß er fünfzig blechen.“ „Hallo, das nenn ich Verstand“, schrie Demann, „wirst du es nicht auch um vierzig tun?“ „Aber Alt Bier und große Gläser bei Bage Pongä!“ Also holte ihn Demann herab. Der Erlöste legte sich einen Augenblick hin. Dann sprang er auf und nahm den Meister in einen, den Brandau in den anderen Arm. „Der ich bin, das kann ich dir wohl sagen: Fud-Vorenz, der Schmied, den man auch Garibaldi nennt. Das ist mein Rufname. Was ich will? Arbeit haben!“ „Gut! Das kannst du haben!“ sagte da Meister Demann, „und eine Verzierung an deinen Namen gratis; wir werden dich nur noch den geräucherten Garibaldi nennen.“

Der geräucherte Garibaldi von Heinrich Lensch



Sie schmiedeten Brandau, Buchholz und Meister Demann. Für Sebalds Vieherei neue Kranpfannenbügel aus Bierkanteisen. Ein riesiges Feuer deckte die Eisenbroden, aus zwei Blasebälgen trieben sie Wind in die Glut. Es war im Spätherbst: Der Reif schmolz erst gegen Mittag, und die Gefellen fühlten sich wohl in der Wärme. Der Meister aber hatte den Teufel im Leib. Er verfluchte die schlappen Kerle auf dem Schneidertisch, wenn sie die Lagerbügel nicht in einer Hize ausgetreut, er ließ sie auf das rotfaltgewordene Eisen hämmern, bis sie hochaufatmend die Hämmer hinstellten und wie aus einem Munde sagten: „Es geht nicht mehr!“

Das wollte der Alte hören. Bei der nächsten Hize drückte er den beiden die Broden in die Hände, nahm sich selbst den schwersten Vorhammer, schmiß den Rod hin und schrie sie an: „Verdammt! Ich schlag jetzt allein, und ihr könnt mich verreden, wenn ich die Hize nicht in einem Atem herausprügele. Ihr Schlappschwänze! Ihr werdet doch eher müdegehalt'n, wie ich wradgeschlagen!“ Und die drei Männer rissen den Brod heraus und schmissen ihn auf den Ambos.

Demann schlug. Mein Gott, wie schlug der zu! Der kleine Kerl wuchs um einen Fuß an Länge. Rechts über Mau, links über Mau, wie Kuhenteig breitete sich das Eisen auf dem Ambos. Hunderdreißig Schläge mit dem großen Hammer, das war ja schon Tierquälerei, wie er dem glühenden Brod den kalten Stahlkloß in die eiserne Frage setzte. Als wenn er mit sieben Armen schläge, so flog der Hammer, wie ein Schwungrad mit vierzehn Speichen. Der Eisenbroden war noch nicht kalt, da war der Bügel schon fertig und gerecht und der Meister stellte schate den Hammer hin, als hätte er nur einen Nagel spitzgeklopft. Dann aber nahm er den Männern die Bügel aus den Händen, trug sie steif und leicht ins Feuer, richtete Glut und Kohle, als sei das alles nur Spielerei. Die Gefellen lachten verlegen.

„Gochmittiges Meisterlein!“ sagte da jemand und schritt durch die Werkstat, drängte die Gefellen zur Seite, stellte sich so preß vor den Meister, daß ihre Nasen sich fast berührten. Brust an Brust sahen sie sich in die Augen, ohne daß auch nur ein Wort fiel. Der Meister gab den Gefellen ein Zeichen, und sie fielen über den Fremden her, ihn vom Meister wegzureißen. Der aber griff die beiden beim Mittel und drückte sie zu Boden, schnappte mit langen Armen den erkrankten Meister, hob ihn und schwang ihn wie eine Puppe durch die Luft, um ihn unfaßt auf den Ambos niederzulegen. Mit offenem Mund saß dieser nun auf dem Ambos, indes der Kerl sich den Zuschläger griff, daß ihm der Hammer aus der erhobenen Hand fiel; den setzte er neben den Meister und rang einen Augenblick mit dem stärkeren Dritten. Mit gnadenlosen Fräntchen schwang er auch diesen durch die Luft, kniffte die drei Ambosreiter zusammen, schob die Arme unter die Ambosführer und rechte sich auf: schwebend trug er die vier Sachen: Ambos, Meister und zwei Gefellen durch die Werkstat, lachte wie ein Teufel und warf sie in den kleinen Graben hinter dem Tor. Dann ging er in die Werkstat zurück, setzte sich auf den leeren Ambosstock, kopfte sich eine Pfeife und rauchte, die Beine übereinandergeschlagen. Die Hinausgeworfenen saßen sich an, äugten dem Kerl nach und wurden sich klar, daß der Kerl nicht freiwillig ging. Als sie genug um die Werkstat herumgeschlichen waren, beschloßen sie, in des Meisters Haus zu gehen. Buchholz schlich ab und zu heraus und schaute, ob die Luft noch nicht rein war.

Mitten im Essen aber schmiß der Meister seinen Hämmerknoschen auf den Tisch und schrie: „Jungens! Wir fangen ihn lebendig, den Satan!“ Er ließ und holte im Stall eine Pferdeleine, nahm einen spitzen Fleischhaken, band ihn wie eine Angel an die Leine und ließ sich fachte die Leiter an die Rückwand der Schmiede stellen. Das Lustloch über dem Dach war gerade über dem Ambos. Durch dies ließ er den Strick herunter, und richtig baumelte der Haken über dem Rücken des Ahnungslosen, da hing sich die Spitze im Stragen des Ueberziehers. Der Kerl wollte sich umdrehen und sehen, was da krabbelte; aber ehe er die Hände gebrauchen konnte, zog der Meister ihn hoch, und die Gefellen glitten wie die Ragen übers Dach und packten ihn an. So zogen sie ihn hoch bis an die Decke, machten die Leine fest und gingen in die Schmiede hinein. Der Kerl an der Decke hatte mit Schlägen aufgehört. Er knirschte mit den Zähnen und versuchte, die Knöpfe des Ueberziehers zu lösen. Als ihm das nicht gelang, spuckte er auf die Schmiede herunter, sagte aber kein Wort.

„Na, du Bauertramp! Wirst du wohl jetzt das Maul aufkriegen und anständig vorbringen, was du zu sagen hast?“ beäugte ihn Meister Demann. „Du bist ja eine nette Marke; hat dein Vater dich so gelehrt, mit Schmieden zu reden, bedank dich bei ihm. Wir werden dir schon Bildung beibringen, du unmanierliches Subjekt!“ Die Gefellen versuchten, den Ambos wieder hereinzuholen. „Laßt das, Jungens! Wer ihn herausgetragen, stellt ihn auch wieder hin, so wahr ich der Meister Demann bin!“ Sie begaben sich an eine andere Arbeit, bohnten Böcher in die fertigen Stücke und kümmerten sich nicht mehr um den, der da hing. Während sie ihr Vesperbrot aßen, verpötelten sie den Gefellen. Der aber gab ihnen keine Antwort.

Da frug ihn der Meister: „Na, wie lange gedenkst du, die Bude mit deiner Galgenstrafe zu schmücken?“ „Ich sag euch, ihr werdet mich eher satt gesehen, als ich satt gegangen!“ grinste er und spuckte von oben herunter.

Nach der Vesper ließ der Meister das Feuer wieder ommachen. Statt Kohlen aber nahm er einen Sad voll Sägmehl, maachte das Zeug naß, daß es nicht flammte konnte, und so qualmte der Herd, daß die Gefellen hüftend ins Tor liefen.

„Ich räuchere dich, daß du hundert Jahre nach deinem unseligen Ende noch riechst wie ein westfälischer Schinken in der Speckkammer; sag, wer du bist und was du willst, dann mach ich Schluß mit dem Fegfeuer!“ schrie er ihm zu. Keine Antwort von oben. „So schwöre, daß du keinen Schmied mehr auf deine Manier begräßen willst, dann hol ich dich sofort herunter.“ Vergebens wartet der Meister auf Antwort. „Nun ist er fertig!“ sagte er zu den Gefellen, „einer holt den Schußmann, der andere die Feuerwehr; befehle, ein Selbstmörder hinge auf unserem Hahnebacken.“ „Dann bringt aber gleich den Doktor mit, euer Meister wird ihn nötig brauchen!“ schrie der von oben. „Und untersteht euch, ich hab hier zu sagen!“ „Es dunkelte, die Gefellen machten das Feuer an, fochten sich ihr Waschwasser, und der Meister ging mit einem der Gefellen vor die Tür, zu beraten, was zu tun sei. Das sah der Fremde und schrie dem Gefellen nach: „Fragt euren Meister, was er ausgäbe, wenn er mich herabholen dürfte, ich kann keine Angst nicht länger ansehen. Er soll sich aber nicht Lumpen lassen!“ Statt aller Antwort holte der Meister seinen alten Vorderlader und maachte sich daran, die Dachpfannen um den Hängenden herum zu zerfischen. Es donnerte

Bauernehere / Von Wilhelm Bernekoht

Dies hat sich in den Freiheitskriegen zugetragen, als die Preußen unter Marschall Blücher dem Franzosenkaiser hart auf den Fersen waren. „Kinder“, sagte der alte Handegen nach Leipzig, wo sie es dem Napoleon ordentlich gegeben hatten, „Kinder, immer vorwärts, daß er nicht aus den Stiefeln kommt. Jetzt wollen wir ihm mal ordentlich das Fell verschosen.“

Das ließ sich der junge Leutnant Lichtenberg, ein mutiger Draufgänger, nicht zweimal sagen, sondern jagte mit seinen Husaren die französische Nachhut, daß die Funken stoben. Wie der Teufel die arme Seele aufschreckt, wenn sie sich im Frieden Gottes wähnt, so überbot der Lichtenberg mit seinen zehn Kerls die Nachzügler auf, wo sie sich in einem Versteck eine Weile Ruhe gönnen wollten.

Nun waren sie bis ins Westfälische vorgedrungen und der Marschall Vorwärts gab ihnen in Münster neue Ordre:

Schon trabten die Pferde auf der Landstraße nach Hiltrup. Vom Feind war nicht die Spur zu entdecken. Am Abend bezogen die Reiter bei Schulte Hagelschur, einem der größten Bauern im Kirchspiel Hüllern an der Spitze, Quartier.

halb aus Mißtrauen, die Pistole neben seinen Teller. Es war schon vorgekommen, daß Franzosenknechte brave Soldaten in einen Hinterhalt gelockt hatten und die Mahlzeit mit blauen Bohnen gespickt wurde, weshalb der Offizier sich an die Bereitschaft gewöhnte.

Schulte Hagelschur sah das kleine böse Ding mit einem vernünftigen Blick. Mißtraute ihm der Leutnant in seinem Hause, das schon seit Vater und Großvater „frühlich“ und „preußlich“ gestimmt war?

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er nach einer Weile, währenddessen sein Gesicht sich veräffert hatte. Mit einer Handbewegung deutete er auf die Pistole.

„Oh“, sagte leichthin der Leutnant, „das hat gar nichts zu bedeuten. Die Pistole ist unser Handwerkszeug und davon können wir Soldaten uns nur schwer trennen.“

Die Husaren hatten dem ledernen Mädel tapfer zugeprochen und lärmten jetzt in der großen Deele. Auf dem Boden war ihnen von den Mädchen eine warme Spreu bereitet worden. Sie schliefen in der Nacht unter dem sicheren Dach von Schulte Hagelschur wie die Vögel.

Beim Frühstück gab es Stuten und Pumpernickel, Butter und Eier, Schinken und Wurst, soviel sie mochten. Der Bauer sah schweigend in seinem großen Stuhl und sah bisweilen auf die Pistole, die Lichtenberg wieder neben seinen Teller gelegt hatte. Besorgt forschte die Bäuerin in dem Gesicht ihres Mannes.

Während die Bäuerin die Soldaten aufforderte, nur kräftig zuzulangen, erhob sich Schulte Hagelschur und schlurste mit schwerfälligen Schritten hinaus. Nach einer Weile — die Mahlzeit war bereits in vollem Gange — kam er mit einer schweren Mistgabel zurück. Ehe Lichtenberg, der gerade an einem seitigen Rippchen nagte, aufblicken konnte, sauste das schwere Gerät krachend auf den Tisch, so daß die Teller hochsprangen und irdene Schüsseln zerbrachen. Der fette Saft rann in kleinen Bächen vom frischgeschauerten Tisch.

„Was hat das zu bedeuten, Mann“, schrie Lichtenberg aufspringend und ergriff die Pistole. Die Husaren waren seinem Beispiel gefolgt und drangen drohend gegen den Bauern vor. Schredensbleich zitterte die Bäuerin.

„Oh“, sagte Schulte Hagelschur und ließ sich feilenruhig am Tisch nieder, als ob nichts geschehen wäre, „das hat gar nichts zu bedeuten. Die Mistgabel ist unser Handwerkszeug und davon können wir Bauern uns nur schwer trennen.“

Dabei sah er den Leutnant mit einem Blick an, in dem kein Falsch und Argwohn, aber viel Selbstbewußtsein und Stolz war. Lichtenberg hielt diesem Blick nicht stand. Er mußte den Kopf ein wenig senken, denn eine Welle Scham war ihm in sein Gesicht geschossen. Dann steckte er die Pistole ein und reichte dem Bauern die Rechte. — „Verzeiht“, sagte er, „Ihr habt unser Mißtrauen nicht verdient.“

Verächtlich erhob sich Schulte Hagelschur und schlug in die dargebotene Hand ein, wobei er mit leiser Stimme sagte: „Wir Bauern haben auch unsere Ehre, Herr Leutnant!“

Tags darauf schieden Lichtenberg und Schulte Hagelschur als Freunde. Als der Bauer ihnen das Postor öffnete, gab er dem Leutnant eine Bestellung an Marschall Blücher mit: „Er soll den Napoleon diesmal ordentlich am Schlaftittchen nehmen und was vors Kamisol geben, damit uns der Kerl nicht wieder nach Deutschland kommt.“

Und das hat Blücher besorgt.

Illustration of a farmer with a horse and text: Im März der Bauer die Köpfelein einspannt er setzt seine Felder und Wiesen in Stand er pflüget den Boden er egget und säet und rührt seine Hände frühmorgens und spät. Alte Volkswaise

„Nun setzt Euch mal gleich an den Tisch. Mein Gott, man kann Euch ja das Vaterunser durch die Backen blasen. Vina“, und damit tat er seiner Frau Beiseid, „schaff mal was vors Messer für die braven Kerls. Im Biemel hängen genug Meittwürste.“ Das war des Schulten Begrüßung.

„Kerls, überstret Euch nicht“, warnte lachend der Leutnant. Dann legte er, halb nach der Gewohnheit des Krieges,

Die... vers... anstalt... der von... Wichtige... schließend... lebt und... er viel... auf. Die... eschichten... sammen... zu er... Der löst... rzhäflers... bald in... er oder... in Stim... an... n unfer... es ein... im herzg... gleiche... Gym... Gelehr... bald in... er oder... in Stim... an... n unfer... es ein... im herzg... gleiche... Gym... Gelehr... bald in... er oder... in Stim... an... n unfer... es ein... im herzg... gleiche... Gym... Gelehr...

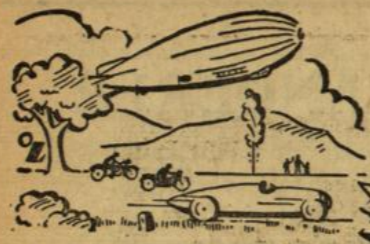
aus der... Roman... ns steht... tab, der... usschis... n ist da... vor dem... Freun... zurück... Binder.

n am... Berlin... schidert... Hälfte... heutigen... al mei... tten zu... und... dennoch... Hofes... ittebens... nen Hof... Heim... eint der... Geist... führend

17 Sei... Leinen... meiter... um die... und ein... en der... Bauer... Blut... lmeister... Und... nen die... lt, von... und ver... d einer... wieder... dem ihr... stolzen

Scherl... Berlin... Berliner... eit und... die ver... ne voll... finden... gen Teil... icht in... äglichen... anderer... ennung.

Band... soeben... ten er... gaben... und zu... Wiben... itischen... Bild... kt der... s Buch... ne köst... chichte... m um... wirt.



Die jüngste Wirtin

Kinderszeitung der B. P.



Märchen vom Scherenschleifer

Es war einmal ein Scherenschleifer, der war so unfroh, daß er davon ganz böse wurde. Wenn er aufwachte, schalt er auf die helle Sonne, und wenn er sich zum Schlafen legte, sah er mürrisch und giftig nach den Sternen und zeterie über die dunkle Nacht. So kam er von selbst dahin, daß er sich nur noch dann ein bißchen wohl fühlen konnte, wenn er etwas Schönes häßlich oder etwas Schlimmes noch schlimmer gemacht hatte. Und der Scherenschleifer wurde ein rechter schlechter Hexerich.

Seinen Beruf übte er nur noch dort aus, wo die scharf geschliffenen Messer Unheil anrichten sollten. Deshalb stellte er das laufende Drehen seines Schleifsteins ganz in den Dienst der Hexen, Riesen, Räuber und Zauberer, die ihr aus den Märchen kennt, und die mit ihren langen Messern die gefangenen kleinen Kinder schlachten wollen. Mit schadenfrohem Grinsen schloß er diese Messer so scharf, daß man sie schon schneiden fühlte, wenn man sie nur ansah.

Aber dann nahm es mit den Hexen und Zauberern ja das Ende, das ihr kennt. Es wurden immer weniger, weil es ihnen ging wie der Hexe von Hänsel und Gretel oder wie Schneewittchens böser Königin oder wie Rotkäppchens gefräßigem Wolf, dem zuletzt selbst der Bauch aufgeschnitten wurde. Kurzum, eines Tages waren überhaupt keine bösen Feen oder menschenfressende Riesen mehr übrig geblieben, wie ihr schon wißt.

Da mußte der Scherenschleifer oft Hunger leiden, bis er neue Arbeit fand, die ihm behagte. Denn dem Vater das Brotmesser oder der Mutter die Nähmaschine schleifen, solche nützliche Arbeit verachtete er weiter.

Leider aber fand er doch wieder solche Arbeit, mit der er Schaden konnte. Wo er nämlich ein kleines Kind mit einer Schere oder einem Messer in der Hand sah, was die Eltern doch sicherlich streng verboten hatten, da war er zur Stelle und schloß das Scharfe noch schärfer. Und er hatte auch Erfolg mit seiner bösen Absicht, denn in dem Haus, das er nach seiner Arbeit verließ, gab es bald Tränen, wurden Kleider oder Tischtücher zerhackt und oft leider auch Kinderhände, und sogar noch schlimmeres Unheil gab es.

Da, er hatte viel zu tun, denn das scheint nun einmal so zu sein, daß die kleinen Kinder immer wieder zu den gefährlichen Dingen laugen, so gut die Mütter sie auch verstecken und so streng sie sie verbieten. Der Scherenschleifer ging also weiter umher wie ein schrecklicher Hexerich.

Da sagte eines Tages eine gute Fee, wie sie zum Glück ja immer noch ab und zu in unseren Städten wohnen, zu sich selber: „Dem muß das Handwerk gelegt werden, einerlei wie!“ Und sie lachte dabei und hing auch gleich an, sich wunderbarlich in ein graues häßliches Gewand zu verkleiden und sich Haare und Gesicht mit Asche und grüner Farbe und etwas Kreide zu verschmücken und scheußlich zu bemalen.

So trat sie dem Scherenschleifer entgegen und fragte: „Kennst du mich nicht mehr?“

Der fühlte sich an seine alten guten Zeiten erinnert, als er ein Weiblein vor sich sah, das fast so aussah wie die Hexen damals.

Die Frau beugte sich zu ihm und flüsterte: „Du hast mir doch damals die Messer geschliffen, als wir so schön noch die kleinen Kinder schlachten konnten!“ Und sie leuchtete, und der Scherenschleifer leuchtete auch.

„Was machst du denn jetzt?“, wollte er wissen. Da fragte sie, daß die guten Tage eben vorbei seien, und daß es jetzt ja leider keine Hexen mehr geben dürfe, die so wie früher lebten.

„Es wird nicht mehr lange dauern“, setzte sie hinzu, „und du wirst auch ganz fittsam leben, und bald wirst du ja wohl

als Scherenschleifer irgendwo einen hübschen, braven Laden aufmachen.“

„Ich? Nie!“, rief er wild. Die Frau aber reizte ihn immer weiter, indem sie ihn anlachte und sagte: „Du auch! Du bestimm!“, daß der Scherenschleifer endlich ausrief: „Eher ist ein Messer härter als mein Stein, ehe ich aufhören will, ein Hexerich zu sein!“

Da lachte die verkleidete Fee heimlich, tat so als ob sie ihn loben wollte und lud ihn zu einem Braten ein.

Der Scherenschleifer versprach sich schöne alte Erinnerungen und ein gutes Essen und kam pünktlich am Abend. Es roch schon wunderbar nach knusprigem Braten, und als die Schüssel auf dem Tisch stand, konnte einem das Wasser im Munde zusammenlaufen, so feder gebräunt lag der Braten da.

Als der Mann aber ein Stück abschneiden wollte, da schnitt das schöne Fleischmesser auch kein Rißchen in die Knusperrinde. Er holte seinen Schleifstein herbei und begann fröhlich zu schleifen. Aber beim nächsten Versuch war es nicht besser. Nun drehte er länger, so hungrig er auch war. Aber auch das half nichts.

Jetzt trat der Mann das Fußbretchen, daß der Stein nur so herumswirrte. Eine gräßliche Wut hatte ihn gepackt, weil die Frau den Braten wieder weggebracht hatte, mit spöttischem Lachen, wie er meinte. Das Fleisch sollte inzwischen warm stehen, hatte sie freundlich gesagt.

Als sie aus der Küche wieder hereinkam, war das Zimmer voll heißem Rauch. Der Scherenschleifer tobte nur noch seinen ganzen schwarzen giftigen Zorn aus und merkte nicht, was mit dem Messer in seiner Hand und mit seinem Schleifstein geschah. Als er innehielt, erschrak er sehr, denn von dem Schleifstein, der erst so groß gewesen war wie ein Schiefersarab, war nichts mehr übrig geblieben als ein freisundes Steinchen, kleiner als ein Puppenteller.

Die Frau lachte: „Nun war mein Messer härter als dein Stein, — nun mußt du aufhören, ein Hexerich zu sein!“



Mausi und die Maus

Scherenschnitt von H. Behem

Ja, da hatte der Hexerich sich also verschworen. Und er merkte nun auch, daß er sich mit einer guten Fee eingelassen hatte und nicht mit einer bösen Hexe, wie er doch gehofft hatte. Er ärgerte sich vor allem darüber, so unglücklich herein-gefallen zu sein.

Weil er sich schämte, wollte die gute Fee ihn trösten: „Ich will es dir leicht machen, zu halten, was du geschworen hast. Sie her: diesen neuen Schleifstein schenk ich dir.“ Es war aber ein Wunderstein, der machte schneidenscharf, was in den Händen der Erwachsenen nützen sollte, und machte stumpf, was Kinderhände an Scher' und Messer erwischte hatten.

Der Scherenschleifer versuchte es auch sogleich und schloß das Bratenmesser so saugend scharf, daß es eine Lust war und er ganz aus Versehen zu singen anfang. Er war zufrieden, dankte der Fee und versprach ihr, diesen schönen Schleifstein in Ehren zu halten.

Dann schnitt er fettige Scheiben vom Knusperbraten, und der Scherenschleifer und die Fee ließen es sich nun gut schmecken. Nikolaus.

Aus unserer Anekdotenkiste

Mit Barmherzigkeit rasiert

Da kam ein armer Mann in eine Rasierstube und bat statt eines Stücklein Brotes, der Meister solle ihm doch um Gottes willen den Bart abnehmen, damit er wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nahm das schlechteste Messer, denn er dachte: was soll ich ein gutes stumpf haben für nichts und wieder nichts! Während er nun den armen Tropf schabte und schindete, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister fragt: „Was fehlt dem Wopfer, daß er so winfelt und jault?“ Da sagt der arme Mann unter dem Messer: „Er wird vermutlich auch um Gottes willen barbiert, wie ich.“

Der Sohn

Als im französischen Krieg der Feind nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde auch viel königliches Eigentum weggenommen und gestohlen. Doch ein großer Vorrat von Bauholz blieb lange unverrätet und unverfehrt. Doch kam zuletzt ein Spitzhube und wollte gegen ein gutes Trinkgeld dem französischen Kommandanten das schöne Quantum eigener Stämme anzeigen. Aber der brave

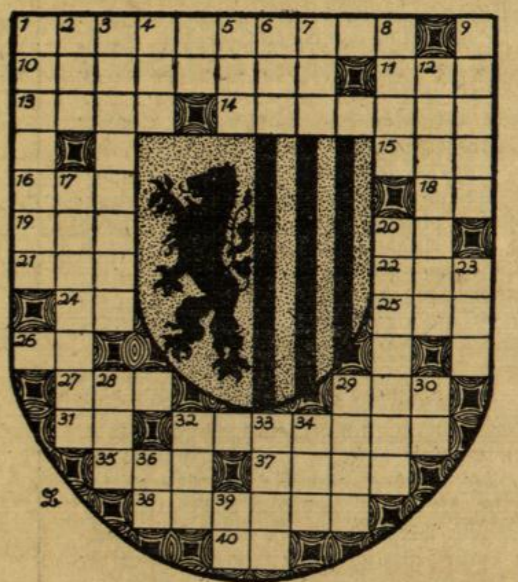
Franzose gab folgende Antwort: „Laßt Ihr die schönen Baumstämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht das Notwendigste nehmen. Denn wenn Euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Untertanen, wie Ihr einer seid.“

Das muß man lobnen und der Schreiber ist bereit, ein paar Stämmlein herzugeben, wenn's fehlen sollte.

Der Rekrut

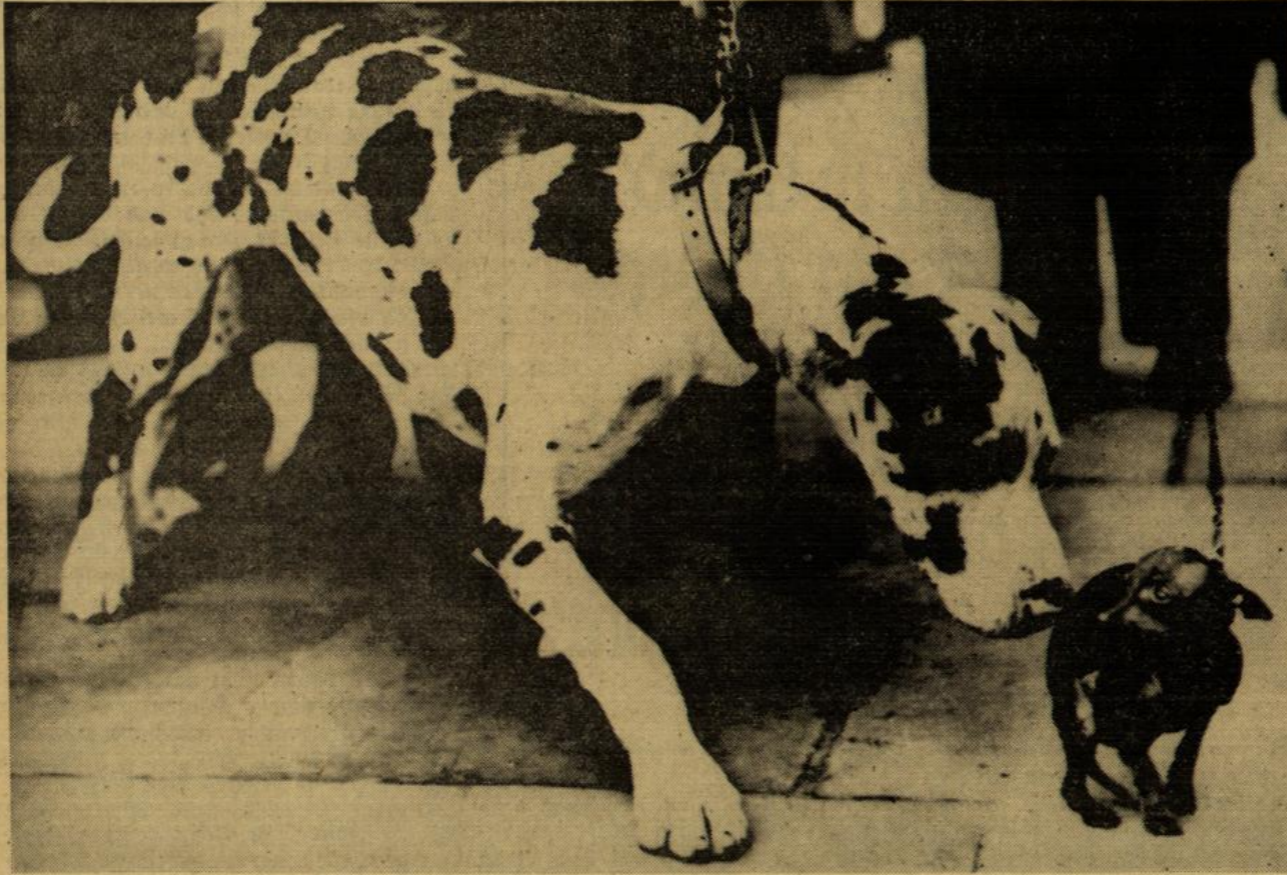
Zum schwäbischen Kreiscontingent kam im Jahre 1795 ein Rekrut, der ein schöner wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sei. Der Rekrut antwortete: „Einundzwanzig Jahre. Ich bin ein ganzes Jahr krank gewesen, sonst wäre ich zweiundzwanzig.“

Stadtwappen - Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. ein in der Wappenstadt vornehmlich hergestelltes Industriezeugnis, 10. slaw. männl. Vorname, 11. Hohepriester, 13. weibl. Vorname, 14. Altersheim, 15. Tiergarten, 16. Aufforderung zum Gehen, 18. Augenblick, 19. Stammutter, 20. Himmelsrichtung (abgekürzt), 21. späte Einsicht (poet.), 22. Papageienart, 24. Abzsg. f. „loco sigillis“, 25. erste Silbe eines span. Dichters, 26. Nahrungsmittel, 27. räuml. Begriff, 29. weibl. Vorname, 31. persönl. Fürwort, 32. Stadt, deren Wappen im Rätselbilde dargestellt ist, 35. Getränk, 37. franz. männl. Vorname, 38. Lärm, Gewoge, 40. ital. = König.

Senkrecht: 1. Prunkbau in der Wappenstadt, 2. Abzsg. f. Illinois, 3. Wirtschaft, 4. Abschiedsgruß, 5. deutscher Baderort, 6. Hinweis, 7. latein. = drei, 8. großmaschiges Gewebe, 9. liebenswürdiger Laugenichts (Fremdw.), 12. weibl. Vorname, 17. weibl. Vorname, 20. Land, in dem die Wappenstadt liegt, 23. Körperteil, 28. Gattung, 29. Höhenbild, 30. Antikritik, 32. Artikel, 33. Fluß, an dem die Wappenstadt liegt, 34. Gewässer, 36. latein. = und, 39. Auerochs.



Der Riese und der Zwerg

Aber der Kleine scheint nicht gerade entzückt zu sein von den Annäherungsversuchen des Großen (Presse-Photo)

Der unverdiente Orden

Eine heitere Geschichte um Lola Montez / Von Rolf Geha

Karl und Friedrich Lämmle waren Zwillinge. Sie sahen einander zum Verwechseln ähnlich, was bei Zwillingen ja nicht weiter wunderbar ist. Aber diese Ähnlichkeit galt nur für's Äußere; die Seelen waren recht verschieden geraten. Nicht daß der eine nun ein Schurke wurde und der andere als Heiliger lebte, — so schlimm, oder so gut war das nun auch wieder nicht. Aber der Knabe Karl verübte allerlei Streiche und war, was man so einen durchtriebenen Vengel nennt, während Friedrich stets ein braves Mutterkind blieb, auch als er schon lange Hosen trug. Auch nachdem die beiden älter und Männer geworden waren, änderte sich daran im Grunde nichts: nur hieß Karl nicht mehr auf die Apfelbäume in Nachbars Garten, sondern stülte gelegentlich seinen Appetit auf diese verbotenen Früchte in den paradiesischen Gärten der Freiheit, wo er denn auch meist eine Eva antraf, die bereit war, das süße Obst mit ihm zu teilen. Während Friedrich brav bei den Äpfeln blieb, die auf dem häuslichen Herd braten. Auch sonst tauchte er nur die Schürze der Mutter, an welcher er als Kind in verzweifelter Pässen sich gerne festgehalten hatte, mit dem Pantoffel, den seine gute Frau liebeswürdig zu schwingen verstand. Im übrigen lebten beide als tüchtige, angesehene Männer, die auf der Leiter ihres beruflichen Daseins sicher und erfolgreich hinaufkletterten. Karl hatte Ingenieur studiert und wurde schließlich Direktor einer größeren Fabrik im Badischen; Friedrich aber zog es zur Eisenbahn, und später wurde er Bahnhofsvorstand in Würzburg.

Da das Unternehmen, dem Karl vorstand, einen ausgedehnten und ergebnissen Handel über den Rhein nach dem Elsaß und nach Frankreich hinein betrieb, so mußte der Herr Direktor auch zuweilen nach Straßburg fahren. Dort verhandelte er dann unter Tags mit den Geschäftsteuten aus der wunderschönen Stadt oder aus Kolmar und Mülhausen und Nancy oder gar aus Paris; ebendort aber gab man sich den Genüssen hin, die eine große Stadt wie Straßburg zu bieten hatte. Dabei lernte Karl die Feinheiten der französischen Küche kennen, mußte auch sehr wohl Bescheid in der weissen Weinarte, sprach auch bald ein so gutes und geistiges Französisch, daß man ihn schier für einen echten Pariser halten konnte. Denn in jener vergangenen Zeit, da diese kleine Geschichte spielt, gehörte das Elsaß den Franzosen, und man lebte noch im tiefsten Frieden; es war nämlich in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, drüber in Frankreich regierte der Bürgerkönig, und hier überm Rhein war es Metternich, der die Schlassen Büchel des Deutschen Bundes in seinen gewandten, wenn auch nicht starken Händen hielt. Aber diese Dinge der hohen Politik brauchen uns in dieser Geschichte nicht weiter zu kümmern, obwohl sehr bald eine hübsche Frau erscheinen wird, die eine bedeutsame Rolle auf den Brettern, welche die Weltgeschichte bedeuten, tanzen sollte.

Als nämlich der Direktor Karl Lämmle eines Abends bei einem Souper mit seinen Freunden im „Hotel Ville de Paris“ in Straßburg saß, kam eine hübsche, sehr hübsche, sehr gut gekleidete Dame herein. Sie nahm an einem der Tische nebenan Platz, bestellte eine Kleinigkeit und gab sich ganz als Dame der großen Gesellschaft. Und doch waren da irgend einige verdächtige Kleinigkeiten, die zum Zweifel anregen — schwer zu sagen, woran es lag; aber es war da. Die Herren von der Industrie schauten die schöne Frau an, schauten dann gegenseitig sich an, wogen die Augenbrauen vielsagend in die Höhe, warfen sich Holz in ihre männliche Brust, erhoben schweigend ihre Gläser und tranken sich zu. Aber eigentlich galt das der schönen Frau.

Was soll man viel sagen — die Tische standen wohl zu nahe beieinander, als daß man nicht bald ins Gespräch gekommen wäre. Man bat Madame, an ihren Tisch überfiedeln zu dürfen, und fand Gewähr. Karl kam neben Madame zu sitzen; man unterhielt sich blendend. Auf den süßen Graves folgte bald der Champagner. Dann verabschiedeten sich die Straßburger Herren, höflich von Madame, neidvoll von Karl. Der Herr Direktor bestellte einen Mokka und redete sein schönstes Französisch — Charles konnte wirklich ein rei-

zender Gesellschafter sein. Und er gefiel Madame über alle Maßen.

Am nächsten Morgen reisten beide weiter, Madame nach München, Karl heim in seine Fabrik.

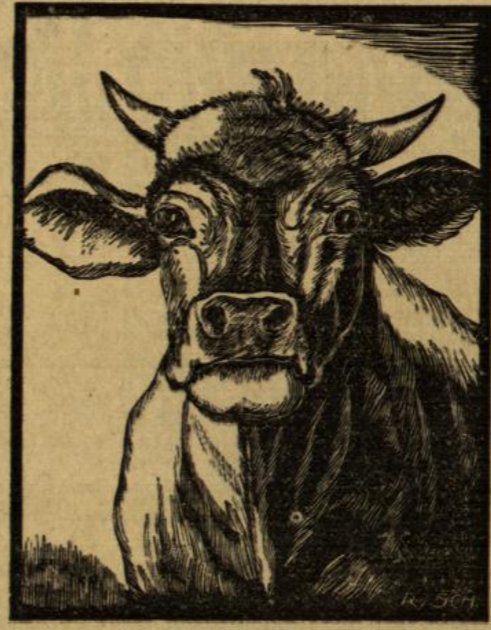
Es war etwa ein halbes Jahr später. Da erhielt der Bahnhofsvorsteher Friedrich Lämmle in Würzburg die Nachricht aus der Residenz, daß seine Majestät, der König von Bayern, morgen in Würzburg durchfahren werde, um sich nach seinem südbairischen Schlosse in Brückenau zu begeben. Friedrich Lämmle sorgte mit dem gebotenen Eifer dafür, daß alles in bester Ordnung war. Eine Stunde vor Ankunft des Hofzuges warf er sich in seine Galauniform. Seine Gattin half ihm dabei und prüfte sorgfältig, ob nicht irgendwo ein Stäubchen am Stoff zu sehen sei. Aber alles glänzte in out-gebürsteter Sauberkeit, und auch die paar Orden und Medaillen hingen frischgeputzt auf der Brust des Herrn Vorstands.

Der Zug fuhr ein. Friedrich Lämmle stand stramm vor dem Hofwagen und salutierte. Am offenen Fenster erschien König Ludwig I. und grüßte leutselig hinaus. Neben ihm sah man eine schöne, wunderschöne Frau. Aller Augen starrten auf sie: Oh, das also ...

Aber auch Lola Montez, die Tänzerin, die nicht nur das Herz des Fürsten, sondern auch die Regierung in München in ihren hübschen Händen hielt, — eben hatte sie Minister gestürzt und Professoren entlassen, hatte einen kleinen, vorerst noch ungefährlichen Studentenputsch entfacht — auch Lola machte plötzlich große, ganz große, erkaunte Augen; schaute Friedrich Lämmle an, der stramm und in dienstlicher Starre da stand. Schaute mit ihren großen, schönen, dunkeln Augen den Vorstand immer dringender an, starrte, Friedrich Lämmles dienstliches Antlitz begann unter dem fragenden Blick der schönen Geliebten des Königs langsam rot zu werden ...

„Was farrt sie mich denn so an, ist an meiner Uniform etwas nicht in Ordnung?“ fragte er sich. Und nun lächelte Madame, die jetzt Gräfin Landsfeld hieß, den guten Bahnhofsvorstand gar an, mit einem Blick, o Gott, was lag in diesem Blick! Friedrich Lämmle fühlte, wie auf seiner Stirn sich Tropfen bildeten ...

Dann wandte sich Lola an den König und flüsternte ihm etwas ins Ohr. Der König lächelte, schaute nun auch Lämmle



Müllers Kuh Rudolf Schmelzer

näher an, dann winkte er ihm gar huldvoll mit der Hand — Friedrich bekam einen knallroten Kopf, salutierte ergebenst, und alle schauten auf ihn. „O Gott, o Gott“, dachte der gute Bahnhofsvorstand Friedrich Lämmle, „was will denn dies Weib, das gottverfluchte? Nur auf, daß meine Marie dies nicht sah, aber erfahren wird sie es!“

Diese Verlen rannen über sein Gesicht. Dann pfliff die Lokomotive. Der Zug fuhr ab — Lola beugte sich noch einmal aus dem Fenster, lächelte ebenso huldvoll wie verschämt und winkte dem Herrn Vorstand mit ihrer graziosen Hand einen tänzerisch eleganten Abschiedsgruß zu ...

Drei Tage nachher erhielt der Bahnhofsvorstand Friedrich Lämmle in Würzburg einen hohen Wittelsbacher Orden. Aber erst viel später erfuhr er von seinem Zwillingenbruder, als sie einmal in ihrer Heimat bei einem Schoppen Wein im „Goldenen Ochsen“ saßen, was für eine Bewandnis es mit jener Auszeichnung hatte, und bei einer Flasche Biergärtner Kveener, die Friedrich stiften mußte, machten die beiden Brüder sich allerlei lustige Gedanken darüber, wie doch manchmal im Leben der Lohn für einen Kavalliersdienst an den Unrechteten läme.

Das Kalenderblatt / Humoreske von J. Rhenanus

Amadäus Trepidus, Inspektor I. K., sah behaglich bei seinem Frühstück, als ihm ein Brief gebracht wurde, der nichts als ein Blatt eines Adreiskalenders enthielt, vom 15. Mai.

Die Ziffer 15 war dreimal rot unterstrichen und drei rote Ausrufungszeichen standen am Rande.

Amadäus blickte nach seinem Kalender: der 15. war morgen.

Was sollte dieser 15. bedeuten?

Eine Mietmahnung des Hausbesizers konnte es nicht sein, denn die Miete war erst am 1. fällig.

Er zerbrach sich den Kopf, überlegte hin und her, fand aber keine Erklärung.

Die Zeitung vom Sonntag, dem 14. lag vor ihm. In der Schlagzeile las er: Der Kampf in Genf.

Kriegsgefahr? Die internationale Lage war kritisch. Aber damit hatte er doch persönlich nichts zu tun.

Amadäus warf die Zeitung fort und nahm das Kalenderblatt wieder zur Hand.

Dreimal unterstrichen, drei Ausrufungszeichen — in Rot. Rot ist Blut!

Halt! Auf der Schulbank hatte er etwas von den Iden des März gelesen, an denen der alte Cäsar ermordet worden war. Das war auch der 15. gewesen!

Silben-Rästel

Aus den Silben ban — bo — bro — dun — e — e — el — en — en — gel — gi — in — fel — kro — la — lau — le — me — mir — ne — ne — nif — o — rat — re — her — ter — tri — ver — vi — vid — so sind 13 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (S = e in Buchstabe.) 1. Französl. Festung, 2. Zwischenpiel, 3. arab. Titel, 4. Stadt im Rea-Dea. Regent, 5. Himmelsbewohner, 6. Schmuckstück, 7. röm. Dichter, 8. Vögelmaß, 9. Gesichtsbuch, 10. Schritt, 11. Möbelstück, 12. Nachkomme, 13. Verzeichnis.

Lösungen aus der vorigen Sonntags-Post

Kreuzwort-Rästel: Waagrecht: 3. Bar, 4. Ode, 6. Seide, 8. Gips, 10. Erwin, 12. Erebus, 15. Staube, 18. Kobra, 20. Reis, 21. Staub, 22. Fez, 23. Rat, — Senkrecht: 1. Tasse, 2. Wer, 4. Odessa, 5. He, 7. Eid, 9. Prior, 11. Winde, 13. Belag, 14. Dom, 16. Urban, 17. Eid, 19. Fel.

Silben-Rästel: Nur der Zufriedene ist glücklich. 1. Nachen, 2. Uniauld, 3. Regierung, 4. Deklation, 5. Erika, 6. Räthe, 7. Jurak, 8. Ural, 9. Finger, 10. Ratte, 11. Ibis, 12. Guppe, 13. Dose, 14. Egon.

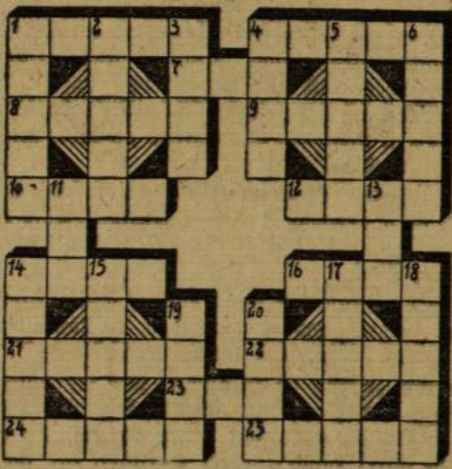
Vorsatz-Rästel: Weiz hat keinen Boden. Greis, Epif, Hex, Zahn, Oze, Uda, Tüll, Kammer, Eger, Trabe, Radel, Eder, Norden, Brauch, Dase, Drachen, Ehrlich, Reid.

Jeder Punkt ein Buchstabe: Einigkeit macht stark. Feinen, Niga, Hentel, Viter, Gemahl, Schachtel, Oken, Barke. Verw andlung: Ofen, Salbe, Keil, Sonne, Bein, Elfe, Binde, Werf, Wann, At = Fallstakt.

Man entnehme ...: Viele Erben machen schmale Teile.

RÄTSELECKE

Kreuzworträstel



Waagrecht: 1. Haarform, 4. Sammelmappe, 7. alkohol. Getränk, 8. Geräusch, 9. Haustier, 10. Männer-Name, 12. geheimes Gericht, 14. Fluss in Sibirien, 16. Vörlausdruck, 21. Völkerkampf, 22. Vereingung, 23. Bestium, 24. Vereingung, 25. Auszeichnung.

Senkrecht: 1. Krankheit, 2. asiat. Reich, 3. Fluss in der Eifel, 4. röm. Gott, 5. Hülsenfrucht, 6. Gesichtsausdruck, 11. öffentl. Gebäude, 13. Monatsname, 14. Schiffsgerät, 15. Vereingung, 17. Veranlassung, 18. Himmelsrichtung, 19. landwirtschaftl. Gerät, 20. Männer-Name.

Warum sind Sie hinkso komisch?

Wir fragten Wilhelm Bendow

Mit Wilhelm Bendow bin ich auf einem Sofa verabredet. Im zweiten Raum des Restaurants in der Küstriner Straße, an dem Tisch, wo das Sofa steht, gibt er am Telefon als Treffpunkt an, „der Tisch ist immer für mich bestellt, mein Stammtisch. Sehen Sie sich ruhig auf das Sofa. Wenn der Kellner sagt, das sei bestellt, dann sagen Sie, Sie seien auch bestellt, von Herrn Bendow nämlich.“

Es kam nicht zu diesem Disput mit dem Kellner, denn als ich ankam, saß auf dem Sofa schon Wilhelm Bendow persönlich.

„Verzeihen Sie“, sagte er mit seiner leisen, etwas trostbedürftigen Stimme, „ich bin ein bißchen albern angezogen. Man trägt ja jetzt keine Edentragen mehr... aber meine Rolle...“ er fingert mit stiller Hilflosigkeit an seiner altväterlichen Krawatte herum: „ich wollte mich zwischendurch



Lil Dagover in „Rästel um Beate“

Aufnahme: Märtsche

nicht mehr umziehen, man hat sowieso schon so wenig Zeit zwischen Nachmittags- und Abendvorstellung.“

Wilhelm Bendow verkörpert den Komiker an sich. Er ist ein echter Komiker. Davon gibt es nur noch wenige. Er ist nicht komisch, weil er Witze macht oder etwas Ulfiges vorspielt. Er ist komisch, weil er so ist, wie er ist.

„Das war schon so, als ich noch ein ganz kleines Kind war. Mit sechs Jahren habe ich schon Theater gespielt und immer haben alle furchtbar über mich gelacht, auch wenn ich ganz ernst war. Gerade dann lachten sie sogar am meisten. Für mich gab es auch von früher Jugend an nur ein, Schauspielerei werden! Dabei stamme ich aus einer Familie, wo niemand jemals an sowas gedacht hat. Eigentlich sollte ich die Fabrik meines Vaters übernehmen. In Einbeck. Aber ich wollte nicht. Und mein Vater sah es auch ein und sagte, er wollte zwei Jahre drangeben, dann würde es sich ja zeigen, daß ich kein Schauspieler wäre...“

Er erzählt alles in seiner stillen, etwas wehmütigen Weise, mit ganz ernstem Gesicht.

„... von der Schule weg ging ich dann gleich nach Hannover, ans Residenztheater... und weil ich Hannoveraner bin und wir doch das beste Deutsch sprechen, konnte ich gleich spielen, ohne erst lange zu lernen. Mein erster Direktor nahm mich sofort mit nach Putbus, ins Sommertheater. In schrecklicher Erinnerung ist mir noch meine erste Rolle als Schneider in „Madame sans Gêne“, da bin ich nämlich stecken geblieben, weil ich den Schuh nicht anziehen konnte, der war mir zu eng, die Leute haben furchtbar gelacht, gar nicht über die Rolle, bloß weil ich so komisch war in meiner Verlegenheit. Und das ist dann später so geblieben: immer lachten sie über mich, nicht über die Rolle, ich muß wohl etwas an mir haben, was sie zum Lachen reizt.“

Ich gebe mir krampfhaft Mühe, ernst zu bleiben, denn eigentlich möchte ich laut herauslachen, so komisch gottesgergeben kommt das heraus.

„Man kann ja über seine eigene Wirkung eigentlich gar nichts sagen. Damals — in Putbus — und auch nachher noch, in Berlin, habe ich allen Ernstes Liebhaber werden wollen — das wollen wir ja alle, wenn wir jung sind. Ich ging also zum Deutschen Theater, zu Professor Strauß, und spielte ihm Maritimer vor. Wie ich aber ausah!“

Wilhelm Bendow lächelt seiner Erinnerung zu.

„Es war natürlich unmöglich. Strauß hat mich rausgeschmissen, ich sollte nach Hause fahren und Fabrikbesitzer werden. Was, das wollte ich nicht? Dann sollte ich mich aber nur bei ihm ausbilden lassen, gefälligst! Gut, ich hatte meinen Kopf durchgehakt. Und ich bin bei ihm ausgebildet worden. Für das komische Fach. Mit dem Liebhaber war es ein für alle Mal vorbei.“

„Dafür sind Sie ein Liebling des Publikums geworden, Herr Bendow!“

„Ja, nicht wahr? Wie sonderbar! Liebling! Stimmt das?“ Er verfunkt in Nachdenken. Lächelt. Sieht an mir vorbei und sagt in stiller Verzweiflung:

„Die Leute haben ja gar keinen Respekt vor mir, keine Spur. Ich gehöre ihnen gewissermaßen, sie machen mit mir, was sie wollen. Wie oft geht es mir so: ich gehe arglos auf der Straße spazieren, plötzlich kommt ein wildfremder Mensch auf mich zu, sagt „Guten Tag, Herr Bendow, wie reizend, daß ich Sie treffe!“ und ich tue dann erst so, als ob ich im Bilde wäre und im Laufe des Gesprächs frage ich mal so beiläufig: wo waren wir doch das letzte Mal zusammen? — Aber nein, Herr Bendow, wir waren ja noch nie zusammen, leider, ich kenne Sie aber doch so gut vom Kabarett, da wollte ich Ihnen bloß mal guten Tag sagen!“ Ist doch eigentlich toll, finden Sie nicht?“

Er schüttelt den Kopf über soviel Respektlosigkeit. „Damals“, sagt er nach einer kleinen Weile, „als ich noch mein Volkstheater hatte, Bendows bunte Bühne“, wenn Sie die gekannt haben, hinten in Berlin O, da ging das noch weiter. Da haben sie mich auf der Straße gebuzt. Wilhelm“, sagten die Leute da einfach zu mir, „Tag, Wilhelm, was machst denn?“ Unglaublich!“

„Gott“, sagt Bendow plötzlich, „kennen Sie Hannover, verzeihen Sie hannoversche Witze?“

„Und ob!“

„Dann kennen Sie natürlich auch Kreiensen, diesen ominösen Eisenbahnknotenpunkt im Hannoverschen, wo man immer nur nachts durchfährt?“



Maria von Tasnady in „Frau Sylvelin“ Aufnahme: Ufa

„Aha! Boshafte Menschen behaupten, die Stadt Kreiensen gebe es überhaupt nicht, nur den Bahnhof!“

„Richtig! Richtig... also da gibt es so himmlische Witze mit Kreiensen und Indien. Tante Emilie sagt zu Tante Johanna: „Ja, der Karl kommt ja nun auch bald — aus Indien. Is ja denn man ne recht waate Naaste!“ Darauf Tante Johanna: „Wenn er nur nicht vergißt, in Kraensjen um-auf-laagen!“ Oder kennen Sie den anderen, wo Karl aus Indien geschrieben hat? Was hat er denn geschrieben?“ fragt Tante Johanna. „Gott, er schraabt, er hat'n Tiger geschöpsen... is mir gärrisch recht!“ leuzt Tante Emilie...“

„Sie müßten doch eigentlich mit dem hannoverschen Dialekt besonderen Erfolg auf der Bühne haben“, sage ich, „als wir uns von den Witzen erholt haben.“

„Denken Sie, gar nicht. Andere Kollegen, aus Sachfen oder Ostpreußen meinetwegen, haben Bombenerfolge mit Dialektstücken. Ich selten. Und hannoversche Witze verstehen nur die Hannoveraner. Es hat ja überhaupt keine Bewandnis mit dem niederländischen Humor. Der ist stiller und tiefer, als anderswo. Ich habe ihn von meiner Mutter geerbt. Was das eine humorvolle Frau! Ganz unbewußt komisch war sie alle mühen über sie lachen. Dabei habe ich sie nie einen Witze erzählen hören. Witze fand sie ungeschicklich, wir Kinder hätten zu Hause keinen vorbringen dürfen, das hätte sie nicht geduldet. Ich glaube, sie war zuerst sehr unglücklich über die Laufbahn ihres Sohnes.“

Da sitzt er vor mir in seiner Sofaede, bis zur Anspruchslosigkeit bescheiden, still, etwas rührend. Und keine halbe Stunde später steht er dann drüben, vor dem großen Publikum und entsefelt Lachstürme mit seiner leisen Stimme um seinen quengeligen Redensarten.

„Herr Bendow“, reißt ich ihn aus seinen Gedanken, „Sie haben so viel mit der unvergeßlichen Adele Sandrock zusammengespield...“

„Ja, ja“, sagt er befinlich, „die Sandrock, das war ein große Frau. Die hatte Herz und Mund auf dem rechten Fleck. Einmal hatte ich mit ihr und Paul Wegener zusammen zu filmen. Wir waren unterwegs, irgendwo auf Reisen für Aufnahmen, ohne die Sandrock, die mußte in Berlin spielen. Da entdeckte der Regisseur eine wundervolle Kathedrale, wie wir sie im Stück brauchten, in die sollte die Sandrock hineingehen — nur einfach hineingehen — das, was drin geschah, spielte sich dann im Atelier in Berlin... aber nur hatte wir sie nicht da, wie sollten wir das machen? Ich bin mich schließlich an, mich als Adele zu verkleiden, sie war nur von hinten zu sehen, wie sie da so hineinging, und es hat auch wundervoll geklappt. Kein Mensch hat das im Film gemerkt, sie haben mich alle für Adele gehalten. Als ich nachher erzählte, ich hätte ihre Rückenlinie kopiert, lachte und meinte: „Ist nicht das Schlimmste an mir, meine Rückenlinie!“ So war die Adele.“

Der Uhrzeiger rückt unerbittlich weiter, jetzt muß Bendow aufbrechen, sonst verpaßt er seinen Auftritt. Wir winken dem Kellner, als der nicht gleich kommt, schüttelt Bendow mit billigend den Kopf.

„Was ist das nun für ein Kellner, sehen Sie ihn an, er wäre besser Regierungsrat geworden, er kommt nicht, wenn man ihn winkt. Aha, jetzt kommt er geilogen!“

Wir zählen. „Wenn ich so alleine sitze irgendwo, beobachte ich immer die Leute auf ihre Komik. Alle Menschen sind komisch, sie wissen es nur nicht. Man braucht sie nur nachspüren, das wirkt immer. Zum Beispiel, die Geprächspartner beim Steueramt. Bei mir klappt da meistens etwas nicht. Besonders beim Steueramt, da sage ich immer ganz falsche Sachen. Und dann tut es mir leid, wenn die Beamten über mich ärgern. Sie sind zu mißtrauisch. Sie denken, ich will sie verhöhnen, wie man in Hannover sagt. Will aber gar nicht. Ich bin eben so... so komisch.“



Claire Reigbert singt, spielt und tanzt in „Die Umwege des schönen Karl“ Aufnahme: Zobis

Verantwortlich für die VV-Sonntagspost: H. Doerrich
Notationsdruck: Badische Presse, Grenzmarkt-Drucker
und Verlag G. m. b. H. Karlsruhe.



Steppe marschiert in den Frühling

Erwachendes Leben am Rande der Großstadt

„Dibl, dibl, dibl“, sagt Steppke, denn die Sonne blinzelt ihm direkt ins Gesicht. Ueberdies ist es außerordentlich warm. Man kommt ordentlich ins Schwitzen unter der dicken Wolldecke, mit der man von der Mama fürsorglich zugedeckt worden ist. „Ah, da kommt sie ja schon!“ Steppke kräht vor Vergnügen, die Mama ladet vor Glück, nimmt den kleinen Blondschopf aus seinem Bettchen und hält ihn hoch in die Luft, daß er mit seinen dicken Beinchen und Armechen unheimlich herumstrampeln kann. „Steppke, wir gehen heute spazieren, auf die grüne Wiese und an den großen Bach“, sagt sie, während der kleine Dreifährchen gerade in die Höschen gestellt wird. Ein Grund mehr zum Vergnügen. Endlich einmal nicht mehr ins Zimmer zu den alten Spielfachen eingesperrt sein. Und draußen scheint die Sonne sooo warm!

Eine Viertelstunde später sitzen Mama und Steppke in der kleinen schönen Anlage, die sich längs des Weiherfeldes der Alk entlang zieht. Eine Bank, im Brennpunkt der warmen Strahlen, ist ihr Ziel geworden. Dort haben wir die beiden getroffen. Mit einem abgebrochenen Stück Ast, der beinahe größer war als er selbst, marschierte Steppke auf den Wiesen umher, über denen der erste Hauch von jungem Grün zu liegen schien. Von weitem schon begrüßte er uns mit seinem fröhlichen „dibl, dibl, dibl.“ Was kann man als kleiner Mann auch schon mehr sagen, wenn man gerade erst richtig stehen gelernt hat und nun im Begriff steht, die hohe Kunst des Gehens zu lernen. „Dibl“, das heißt Sonnenschein, grüne Wiese, großer Bach. „Dibl“, das sind auch wir, die gekommen sind, um Steppke ein wenig zuzusehen bei seinem ersten Marsch in den werdenden Früh-

ghen können dem Druck des keimenden Lebens nicht mehr standhalten. Wenn man hören könnte, wie es im Innern der braunen Stengel schaffst und treibt, wie die lang zurückgehaltenen Kräfte emporstieigen, hemmungslös! Weiter hinten, wo das Land wuchtig und schwer in die Siedlung hineinreicht, führt der Bauer den Pflug. Eine ganz feine Wolke von Märzstaub liegt um ihn und sein Geispann, das mit hellen Rüstern und stampfendem Schritt das furchende Eisen über die Erde zieht.

„Ich hab' Dich lieb!“ Beide, der junge Mann am Fenster und das Mädchen auf dem Fahrrad vor dem Haus, haben diese vier Worte nie gesagt, so lange vor ihnen von der Ferne zulaufen. Aber in ihren Augen steht der helle Glanz der Liebe. Sie haben sich viel zu erzählen. Ungeachtet der Menschen, die vorüber gehen, der eilenden Autos und Fuhrwerke, die auf der belebten Straße hinausfahren ins weite Land. Manchmal schaut der junge Mann hinaus in die Ferne, und ein ganz klein wenig trübt sich sein Blick. In wenigen Tagen schon wird auch er hinausziehen. Schon fällt hier und da in das Glück des Augenblicks ein Schatten der Zukunft. Allein sein unter fremden Menschen und in unbekanntem Land vielleicht. Aber es dauert nur Sekunden, dieses Ueberlegen, die kleine Angst vor dem Kommenden. Schon wieder sind seine Augen blank, und das Gesicht des geliebten Menschenfindes, das leicht an die Wand des Hauses gelehnt hinaufschaut, spiegelt sich mit hellem Glanz darin.

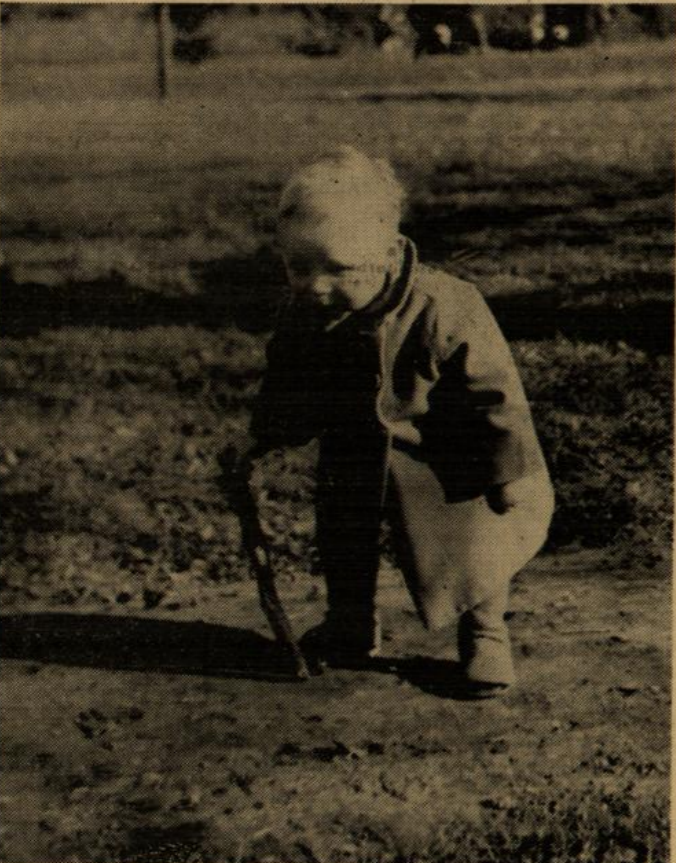
Seit einer geraumen Weile sitzen wir hier oben auf dem Rossberg über Ettlingen. Unter uns, durch das noch kahle Geäst der vielen Obstbäume hindurch, dehnt sich die alte Stadt im mollig warmen Hauch. Draußen, wo die Enge des Stadtkerns sich lockert, stehen Gerüste und Stangen. Da und dort, überall wächst ein neues Haus aus dem Boden. Es ist, als ob unter den Strahlen der Sonne die Stadt sich reden und dehnen wolle, als ob ihr alles zu eng geworden sei wie jenen Johannisbeersträuchern, die wir vorhin gesehen haben.



Bild ohne Worte

Aufnahmen (H. O. Schreiber)

Doch am Berg hier oben ist es noch still. Wohl stehen schon ein paar Autos vor dem Haus, allein der Blick bleibt noch nicht an den unmittelbar vor den Augen liegenden Dingen haften. Er schwingt weit hinaus, dorthin wo im Dunst und Silberglanz der Morgen das erwachende Land sich ausbreitet. Aber lang wird's auch hier nicht mehr dauern, bis das junge Leben einkehrt. In den Weinbergen schaffen sie schon, und vorhin haben wir die ersten Boten gesehen. Es waren Anemonen und Schneeglöckchen, die am Rand des Weges standen.



Fast wie ein Alter marschiert Steppke einher

ling. Als wir uns von ihm verabschieden, steht er eine Weile verdundert auf der Wiese. Dann schwingt er seinen Spazierstock und kräht sein „Dibl, dibl, dibl!“ als Abschiedsgruß in den Tag hinein.

Wie es schon lebhaft geworden ist in diesem Streifen Land, der zwischen den letzten Häusern der Stadt und den ersten der ländlichen Siedlung liegt. In diesem Stück Erde, das wie ein verbindendes Band zwischen den rauchigen, ruhigen Industrieökoflossen und dem friedlichen stillen Land dahinsieht. In dem eng parzellierten Raum wird seit geraumer Zeit, wenn es auch gemüßlicher zugeht als sonstwo. Die Türen der kleinen Gartenhäuschen, die vergessen und verlassen während der Winterzeit vor sich hindrücken, werden geöffnet. In den Gärten wird eifrig geharkt und geackert, Beete angelegt, umgebrochen, Mist gefahren, gefüttert und gepflanzt. Es wird Zeit, denn man will ja viel ernten. Wie mächtig die schon die Knospen an den Johannisbeersträuchern sind. Noch ein, zwei Tage und die schweren Deckblät-

Die kleinste Gemeinde kann es schaffen

Sie Heimbeschaffungaktion der HJ. — Möglichkeiten und Hilfe der Finanzierung

NSK Fünf Tage lang hat die Hitlerjugend in Kundgebungen, Arbeitstagen und Werbemärschen ihren Wunsch und ihre Forderung nach Heimen wieder dem ganzen deutschen Volk vorgetragen. Sie treibt den Gedanken und die praktische Planung ihrer Heimbauten nicht durch Anordnungen, Anweisungen oder Schreien vom „grünen Tisch“ aus vorwärts. Die Jugend will, daß dies einmal nicht nur ihre Heime sind, sie will, daß ihre Heime stolzer Besitz des ganzen Volkes sind.

Diese Kuraktion war so breit aufgerollt, daß es schwerlich in Deutschland einen Menschen geben kann, der nicht zumindest von der Heimbauaktion der HJ. gehört hätte. Zum überwiegenden Teil indessen wird sich jeder über den berechtigten Anspruch klar geworden sein. Die Gemeinden selbst, die mit ihren Bürgermeistern die praktische Durchführung in die Hand zu nehmen haben, versuchen bereits in überwiegender Zahl während des vergangenen Jahres einen Weg zu finden, der für ihren Arbeitsbereich den Bau eines HJ.-Heimes verwirklichen könnte. Es gibt in Deutschland 51 188 Gemeinden. Rund 38 000 davon haben eine Einwohnerzahl von mehr als 300 Köpfen.

Das endgültige Ergebnis der Heimbauaktion wird also in einigen Jahren etwa den Bau von 50 000 HJ.-Heimen ausmachen.

Von der Gesamtzahl dieser Gemeinden haben sich etwa 60 v. H. bereits intensiv mit dem Baugedanken beschäftigt. Und nach sorgfältiger Schätzung dürften bereits 25 000 vom Gedanken zur Tat gekommen sein. Das heißt, daß selbst kleinste Gemeinden eine bestimmte Rücklage je Kopf der Bevölkerung in den Haushaltsplan des laufenden Geschäftsjahres eingestellt haben. Allein, der Bau wird selbst in den am ungünstigsten gelagerten Fällen nicht erst dann zu beginnen brauchen, wenn bereits die gesamte Summe aus der Gemeinde selbst aufzubringen wäre. Denn aus den Mitteln der Kreise und Provinzen werden in fast allen Fällen Zuschüsse zu erhalten sein, die den Baubeginn in greifbare Nähe rücken.

Mit dem HJ.-Heim nämlich sollen auch die kleinsten Gemeinden ein Dokument des Bauwillens und der Baugesinnung des Dritten Reiches erhalten. Die kleinsten Gemeinden sollen niemand und an keiner Stelle einen Bau errichten, der über ihre Kraft ginge. Indessen, die kleinste ländliche Gemeinde braucht etwa ein Dreißigstel der Mittel.

Baufkosten dafür von 12 000 bis 15 000 RM. sind, wenn noch Zuschüsse aus besonderen Fonds dazukommen, allerorts tragbar. Die Hauptsache ist, daß das Heim selbst als Mittelpunkt der Arbeit der Jugenderrichtung der Bewegung zuerst gebaut wird. Wenn dabei in der Planung selbstverständlich auch das Jugengelände vorzusehen sein soll, so kann dies doch in einem späteren Bauabschnitt fertiggestellt werden. Gerade in ländlichen Bezirken wird diese räumliche Planung weniger Schwierigkeiten machen als in den Großstädten. Jedoch soll hier wie dort als wesentlicher Arbeitsgrundriss der gelten, der bestimmt, daß der Anmarschweg zum Heim und Jugengelände nicht über 2 Kilometer geht. Das Jugengelände selbst soll ausreichen, die Aufgaben der körperlichen Erziehung durchzuführen. Die Einrichtung und Pflege des HJ.-Heimgartens wird für die Jungen und Mädel des Landes eher eine Selbstverständlichkeit als eine Forderung sein. Aber für das Land ist vor allem anderen der Wunsch besonders eindringlich zu betonen, daß jede Möglichkeit, ein Freibad zu errichten, ausgenutzt wird.

Partei und Staat haben für die praktische Durchführung der Heimbauaktion durch das bei allen Volksgenossen gewakte Interesse eine feste Grundlage ihrer Arbeit gefunden. Die Bauaufgabe ist so groß, daß sie in ein, zwei oder drei Jahren nicht zu schaffen ist. Allein, es ist Ehrenpflicht aller Stellen des Staates und der Partei, sich mit den besten Kräften für dieses Werk einzusetzen.

Generalversammlung des Internationalen Clubs

Baden-Baden: Vor einigen Tagen fand hier die Generalversammlung des Internationalen Clubs statt, der auch das Ehrenmitglied des Internationalen Clubs, der badische Innenminister Flaumer, beizuhönte. Für den verstorbenen bisherigen Präsidenten Richard Haniel, dessen dankbarer und ehrend gedacht wurde, wurde auf Vorschlag des Ministers Flaumer einstimmig Doktor Otto von Blanquet, gewählt. Im Rahmen der Tagesordnung wurden außerdem interne Clubangelegenheiten, die Rechnungslegung für das Jahr 1937 und der Vorschlag für die diesjährigen Rennen behandelt. Der Internationale Club hofft im Jahre 1938 mit Unterstützung der zuständigen Stellen die Rennen mit erhöhten Preisen ausrichten zu können.

Eine Weltreise für alle Leser der „Badischen Presse“

Ohne Reisebeschwerden, teure Ausrüstungen und Reisegelder

Nur 30 Pfennig pro Woche!

Was regt den Geist von neuem an, bringt Frohsinn und Schaffensfreude wieder — ? Neugier und Reisen! Wir wollen erfahren wie die Welt in Wirklichkeit mit all dem Reichtum ihrer Naturerscheinungen aussieht und wie die Menschen darauf leben. Aber nur wenige können eine Weltreise machen — sollen nun die anderen auf eine Weltreise verzichten? Nein! — Wir wollen dem lernseligen Sinn das ganze herrliche Erdenrund schenken, indem wir es durch Kennen in Wort und Bild entrollen lassen. Länder, Völker, Naturerscheinungen sollen die Leser fesseln und erfreuen. Sie werden mit uns von Land zu Land, von Ort zu Ort reisen. Wir beschreiben den Befehl genutzte Stunden und wollen ihnen ein freundlicher, aufmerksamer Führer sein. Jede Woche mit uns getrost die Weltreise an und lernen die Bracht der Natur, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Menschen kennen ohne Reisebeschwerden, teure Ausrüstungen und Reisegelder kennen.

Zeitschrift „Durch alle Welt“ gehen. Jede Woche erscheint ein Heft im Umfang von 36 Seiten und enthält die Berichte, Erlebnisberichte, Jagdabenteuer bekannter Weltreisender aus allen Ländern der Erde. In jedem Heft ist der interessante Text durch über 50 herrliche Abbildungen in farbigem Kupferdruck belebt. — Für allgemeinen Orientierung über alle die Länder, Städte, Gebirge, Seen, Ströme, die Sie mit uns besuchen, erhält jeder Abonnent als Bestandteil des Abkommens in Lieferungen gegen Erstattung der Versandkosten

außerdem einen großen Handatlas.

Senden Sie nebenstehenden Anmeldebogen aus, senden Sie ihn an uns ein und Sie sind im Besitz des mit reichem Inhalt versehenen Handatlas.

Anmeldebogen für die Leser der „Badischen Presse“

An Peter F. Døstergaard Verlag, Berlin-Schöneberg.

Ich bestelle „Durch alle Welt“ jede Woche ein Heft für 30 Pf. auf ein Vierteljahr; kündige ich nicht fünf Wochen vor Bezugsantrittsklausur, wünsche ich die Zeitschrift weiter zu beziehen. Erfüllungsort Berlin-Schöneberg. Gegen Erstattung der Versandkosten erhalte ich in Lieferungen den großen Handatlas.

Name: _____ Alter: _____
Ort: _____ Straße: _____

Auf neuen Wegen

Fünf Jahre nationalsozialistische Regierung in Baden

Die südwestdeutsche Grenzmark blüht in diesen Tagen auf fünf ereignisreiche Jahre zurück. Um die epochale Größe unserer Zeit richtig ermessen zu können, darf die Erinnerung an das, was vor dem war, nie aus dem Gedankenskreis des deutschen Menschen verschwinden. Obwohl der Verlauf der Geschichte des Landes und des Volkes am Oberrhein zur Genüge bewiesen hat, daß hier seit Jahrhunderten der Gedanke an ein starkes deutsches Reich lebendig war, wußte die schwarz-rote Mehrheitsregierung der Systemzeit entgegen der natürlichen Entwicklung nichts „Besseres“ zu tun, als immer mehr und härter die badische Eigenstaatlichkeit zu betonen. Sie merkte dabei nicht den grotesken Widerspruch von Theorie und Praxis — denn man schrie auf der einen Seite täglich lauter nach der Hilfe des Reiches.

In jenen trostlosen Zeitaltern des politischen und wirtschaftlichen Verfalls, der zugrundegerichteten Finanzen im Staat und Gemeinden gab es nur papierene Entschuldigungen, es fehlte jede Möglichkeit und Entschlußkraft zur Inangriffnahme großzügiger Unternehmen, geschweige denn zur Ausführung der durch die 15jährige Mißwirtschaft entstandenen Schäden.

Die Wendung kam, als Adolf Hitler mit starker Hand das Steuer herumwarf und das deutsche Reichsschiff, das aneinander zu fallen schien, über die Klippen hinwegzuführen sich anschickte.

Auf den Posten nach Baden berief er als Reichsstatthalter den Gauleiter Robert Wagner, der im Verein mit dem vom Ministerpräsidenten Walter Köhler geführten neuen badischen Regierung energisch und zielbewußt auf eine Gefundung der Verhältnisse hinarbeitete.

In den fünf Jahren nationalsozialistischer Staatsführung ist es auch im Gau Baden augenfällig und schnell vorwärts und aufwärts gegangen. Der wirtschaftliche Aufstieg läßt sich am besten an dem rapiden Rückgang der Arbeitslosenziffer erkennen. Im Frühjahr 1938 zählte man in Baden 185 000 Erwerbslose, heute sind es kaum noch 20 000.

Es ist selbstverständlich, daß alle Kreise der Wirtschaft ihren Anteil an der Aufstiegskurve haben, Industrie und Handel sowie Handwerk und Kleingewerbetreibende. Die Industriestadt Mannheim, die unter dem wirtschaftlichen Druck besonders schwer zu leiden hatte, atmet heute erleichtert auf. Der Beschäftigungsgrad ist ausgezeichnet, ebenso befindet sich die Goldstadt Forzheim in erfreulichem Aufschwung. Dabei findet sich die badische Wirtschaft an der Spitze der gesamtdeutschen Ausfuhrwirtschaft. Und wie es gelang, in wenigen Jahren die badischen Staatsfinanzen von der Last eines Milliardendefizits zu befreien und darüber hinaus durch eiserne Spararbeit noch Mittel für große bauliche und kulturelle Aufgaben frei zu machen, so sind auch in den Städten und Gemeinden wieder gesunde Verhältnisse eingetreten.

Wie die Arbeitsschlacht, so nahm auch die Erzeugung schließlich einen sieghaften Fortgang. Die Landesbanernschaft Baden hat auf der Reichsnährstandsausstellung in München die besten Erfolge in der Pflanzen- und Tierzucht erzielt, und die Fortschritte der Technik zum Zweck der rationellsten Bewirtschaftung halten mehr und mehr Einzug in den bäuerlichen Betrieb.

Ein weiterer Beweis für die wirtschaftliche Besserung ist die Zunahme der Umschlagniffern in den Rheinländern Mannheim, Karlsruhe, Rehl, Weil a. Rh., Bafel und Rheinfelden, wobei sich die Rheinrekursion in recht vorteilhafter Weise auswirkt.

Allein diese kurze Uebersicht zeigt, daß sich der Gau Baden in erfreulichem Aufstieg befindet. Das danken wir den Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung in Reich und Land, das danken wir nicht zuletzt der verständnisvollen, umsichtigen und tatkräftigen Führung durch unseren Gauleiter und Reichsstatthalter.

Staatliche Landfrauenschule auf der Hochburg

Emmendingen: Der Finanz- und Wirtschaftsminister und der Unterrichtsminister haben sich entschlossen, auf der staatlichen Landwirtschaftsschule Hochburg bei Emmendingen Einrichtungen zu schaffen, um Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde heranzubilden. Außerdem soll den ländlichen Haushaltungsfrauen und allen anderen landwirtschaftlichen Frauenberufen eine theoretische und praktische Ausbildung gegeben werden. Die Landfrauenschule kann von Bauern- und Landwirtschaftslehrlingen besucht werden, die ohne eine Prüfung ablegen zu müssen, später wieder in den elterlichen Betrieb zurückkehren.

Die staatliche Landwirtschaftsschule Augustenburg bei Durlach, die bisher schon an der Ausbildung der Landwirtschaftslehre an der Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe maßgebend beteiligt wurde, wird in Zukunft eine weitere Aufgabe zugewiesen erhalten und auch die Aus- und Weiterbildung der ländlichen Berufsschullehrkräfte mit übernehmen.

Ein Paket Ziegelsteine für 50 Mark

Suchhaus und Sicherungsverwahrung für einen gemeingefährlichen Betrüger

Mannheim: Zu den gemeingefährlichen Betrügern, die eine ständige Gefahr für die Allgemeinheit sind, zählte der Staatsanwalt den vor der Großen Strafkammer sitzenden 38 Jahre alten ledigen Georg Kehler aus Viernheim, der sich zum ersten Male vor Gericht verantworten mußte, die ihm zur Last gelegten 19 Betrugsfälle einräumte und ausgab, die Schwindelerien in vorgerückter Betrugsabsicht begangen zu haben. Sein hauptsächlichster Trick bestand darin, bei Geschäftslenten „im Auftrag seines Bruders“ ein schweres Paket zu übergeben mit dem Wunsche, es dem Empfänger anzuhändigen und die Wertsumme (meist Beträge bis zu 50 RM.) vorzuliegen. Wenn dann der „Eigentümer“ nicht erschien, öfnete man gewöhnlich das „Wert-Paket“ und fand darin zum größten Entsetzen, lächerlich in Holzwohle verpackt Kies oder Ziegelsteine. Die Strafkammer verurteilte den gemeingefährlichen Betrüger zu 2 1/2 Jahren Zuchthaus, fünf Jahren Ehrverlust und Sicherungsverwahrung. Fünf Monate Untersuchungshaft und 150 RM. Geldstrafe gelten als verbüßt.

Liederliches Frauenzimmer kommt ins Zuchthaus

Mannheim: Ein zweifelhaftes Frauenzimmer ist die 27jährige Katharina Uder aus Schriesheim, bereits zweimal wegen Abtreibung bestraft und wegen ihres liederlichen Lebenswandels schon nach kurzer Ehe geschieden. Im Juni 1937 wurde sie Mutter eines unehelichen Kindes, war aber über den Vater durchaus nicht im klaren, so daß die Vaterlosigkeit auf gerichtlichem Wege festgestellt werden mußte. Hierbei verfuhr die Angeklagte einen jungen Mann zum Weibe zu verleiten. Die Strafkammer erkannte demgemäß auf ein Jahr vier Monate Zuchthaus, dreijährigen Ehrverlust und Anrechnung von sieben Wochen Untersuchungshaft.

Den Verlust eines schweren Notzuchtverbrechens ließ sich am 2. Januar der 17mal vorbestrafte (darunter zweimal einschlägig) 44jährige verheiratete Arthur Fettel aus Mannheim zurüchulden kommen. Die Strafkammer verurteilte den Angeklagten, da er hart angefaßt werden muß, zu einem Jahr Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust. Mildernde Umstände wurden nicht verflagt.

In der eigenen Familie fittlich vergangen

Freiburg i. Br.: Vor der Jugendstrichkammer beim Landgericht Freiburg wurde der 43 Jahre alte Karl Reim aus Haagen im Wiesental (bei Vörsach) wegen Blutschande

zu einem Jahr und zehn Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilt. Der Angeklagte hat sich jahrelang fortgesetzt an seinen beiden eigenen Töchtern in schwerster Weise fittlich vergangen. Ein Monat und zwei Wochen der Untersuchungshaft gehen ab.

Wegen verführter Blutschande an seiner eigenen, noch unmündigen Tochter erhielt der 40jährige Josef Schwörer aus Oberhausen (Amt Emmendingen) ein Jahr Gefängnis, abzüglich zwei Monate und zwei Wochen von der Untersuchungshaft. Außerdem wurden dem Angeklagten die bürgerlichen Ehrenrechte auf drei Jahre aberkannt.

Unsauberes Geschäftsgebahren

Forzheim: Die Stadt Forzheim erhebt seit Jahren für jeden auf den Friedhöfen aufgestellten Grabstein eine Gebühr prozentual dem Anschaffungspreis. Als Grundlage für die Errechnung der städtischen Gebühr dient die dem Grabsteinbesitzer vom Inhaber des Grabsteingeschäftes ausgestellte Rechnung. Eines der führenden Grabsteingeschäfte Forzheims hatte nun damit begonnen, auf den Rechnungen an die Kunden die Preise niedriger einzuführen als sie in Wirklichkeit bezahlt wurden. Damit wurde zunächst einmal die Bezahlung einer niedrigeren Gebühr an die Stadt erreicht. Auf der anderen Seite ist aber auch die Steuerbehörde hintergangen worden. Durch diese führende Firma ist die Stadt Forzheim um einige tausend Mark geschädigt worden. Das unsaubere Geschäftsgebahren dieses Unternehmens machte bald danach Schule, denn nun hatten auch die kleineren Grabsteingeschäftsinhaber den Braten gerochen und ihrerseits in der großen Mehrzahl das „schöne“ Beispiel des führenden Betriebs ihrer Branche nachgemacht. Durch Zufall bekam die Stadtverwaltung von den Betrügereien Wind und erstattete Anzeige mit dem Ergebnis, daß die Schuldigen mit gerichtlichen Strafbefehlen in Höhe von 150 bis 500 RM. bedacht worden sind. Die Strafen sind fittlichweisend bezahlt worden oder werden noch bezahlt. Nur einer der Beteiligten wollte öffentliche Verhandlung, weil er sich ungeschuldig fühlte. Er zog aber seinen Einspruch zurück, damit die Deffektivität nicht erfahren sollte, wie verwerflich diese Volkschädlinge gehandelt haben.

Vom Main zum See / Kleine Nachrichten aus dem badischen Land

5. Hohenhausen: Gute Schützen. Die NSDAP-Kameradschaft Hohenhausen, konnte bei den erstmals im Gau Baden ausgetragenen Schießwettkämpfen, an denen sich etwa 2000 Kameraden der NSDAP beteiligten, den Wanderpreis erringen.

6. Schriesheim: Schulhausweihe. In Gegenwart von Vertretern des Staates, der Partei, der Stadt, der Organisationen und der Lehrerschaft wurde am Freitag morgen 11.30 Uhr feierlich der Neubau der Schriesheimer Schule eingeweiht. Man sah unter den Ehrengästen Kreisleiter Seiler, den stellvertretenden Schulrat Neureither, den Landrat des Kreises Heidelbergl, Raumann, als Vertreter der Stadt Heidelberg Bürgermeister Gentsche.

1. Hockenheim: Föhllicher Unfall. Beim Einlenken des Wagens in die Einfahrt erhielt der 30jährige verheiratete Fuhrmann Wilhelm Schmitt von hier mit der Deichsel einen so heftigen Stoß gegen den Magen, daß er den dadurch erlittenen Verletzungen bald nach der Einlieferung im Schwefelinger Krankenhaus erlegen ist.

6. Stockach: 50jähriges Geschäftsjubiläum. Am gestrigen Samstag konnte das Gemischtwarengeschäft Michael List auf sein 50jähriges Bestehen innerhalb der Familie List zurückblicken. Leider ist Michael List bereits 1898 durch den Tod seiner Familie enttriffen worden. Mit Unterstützung ihrer Kinder hat dann die Witwe das Geschäft im Sinne ihres verstorbenen Gatten weitergeführt.

Salem: Unter Naturchutz gestellt. Nach einer Verordnung des bad. Ministers des Kultus und Unterrichts wird der Bereich des Schlossbezirks Salem mit sofortiger Wirkung unter Naturchutz gestellt.

6. Meersburg: Mozart-Woche. Im August 1938 führt die Stadtgemeinde Meersburg im „Neuen Schloß“, das von Kardinal Damian Hugo von Schönborn als Residenz der Konstanzer Fürstbischöfe 1743 erbaut wurde, eine Mozart-Woche durch. Wie bei den im vorigen Jahre abgelaufenen verlaufenen Schubert-Tagen liegt die künstlerische Gesamtleitung in den Händen von Otto Keller. Neben Konzerten mit ersten Solisten ist die Aufführung von „Basilien und Vastienne“ vorgesehen.

Konstanz: Neuer Landgerichtsdirektor. Am 1. März hat Landgerichtsdirektor Volmar Winder als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Landgerichtsdirektors Weber sein neues Amt angetreten. Der neue Landgerichtsdirektor kommt aus Mannheim, wo er Erster Staatsanwalt war.

Birch a. Rh.: Den Brustkorb eingedrückt. Auf einer Baustelle in Neuburg a. Rh. erlitt der 34jährige Fabrikarbeiter Franz Nemann 2. einen tödlichen Unfall. Nemann war mit seinen Kameraden mit Unkappen von Rollwagen beschäftigt. Ein Wagen stieg beim Auskippen um, wobei Nemann von den Erdmassen begraben und ihm der Brustkorb eingedrückt wurde.

Wie wird das Wetter?

Geringe Bevölkerungszunahme

Unter dem Einfluß des mit seinem Schwerpunkt über Ostfrankreich und Westdeutschland liegenden Hochdruckgebietes dauert zunächst noch die vielfach heitere und trockene Witterung an. Die in dem Raum zwischen Island und Skottland infolge der dort bestehenden Luftmassenunterschiede (Frontalzonen) zur Ausbildung kommenden Störung werden sich in südöstlicher Richtung bewegen, was in Norddeutschland eine Abschwächung des Hochdruckeinflusses bringen wird. Auch bei uns kann es hauptsächlich in den nordöstlichen Gebietsstellen zwischenburg zu Vermittlung kommen, doch ist, vor allem in Süddeutschland, eine wesentliche Witterungsverfälscherung nicht zu erwarten.

Vorausichtliche Witterung bis Sonntag abend: Veränderliche Winde, zunächst vielfach heiter und trocken, dann hauptsächlich im Norden zwischenburg auch Aufkommen von Bewölkung möglich. Temperaturen im ganzen nicht mehr so hoch wie in den letzten Tagen. Tagsüber immer noch mild, nachts stellenweise leichter Frost.

Rheinwasserstände		
Rehl	225	— 9
Karlsruhe-Maxau	386	— 8
Mannheim	307	— 3

Geschäftliche Mitteilungen.

(Näher Verantwortung der Schriftleitung)
Einem Teil der heutigen Ausgabe unseres Blattes liegt ein Prospekt der Staatlichen Lotterie-Einnahme v. K o e s t e r, Berlin NW. 87, Turmstraße 71, über die 51.277. Preuß.-Süddeutsche Klassenlotterie bei.

Zwei Nummern Kleiner
können Sie das nächste Mal Ihre Kleider tragen und damit wieder elegant und jugendlich aussehen. Ohne gesundheitsschädigende Hungerkur — nur mit Dr. Ernst Richters Frühstückskräuterteer erzielen Sie gesunde Schlankheit und Jugendfrische. Bestimmen Sie bald und trinken Sie Dr. Ernst Richters Frühstückskräuterteer täglich — er hat schon Hunderttausenden geholfen!
DR. ERNST RICHTERS FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE
AUCH IN TABLETTENFORM (DIET-TABLETTEN)

Seine Ruh'
Ist hin, sein Schlaf gestört durch den ewigen Krach im Haus. Warum benutzt er aber auch nicht OHRPAX-Gehörschützer? Plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel mit 5 Paar RM 1.50 in Apotheken, Drogerien und Sanitätgeschäften. Max Wegner, Apotheker, Potsdam A 1

Zeugen gesucht
die den Zusammenstoß eines Autos mit der Straßenbahn am 21. Jan. 1938, vorm. 9 Uhr, an d. Adolf-Hilber-Str. in Durlach gesehen haben. Suche n. 30246 an Red. Pr.

Gegen Graue Haare
Das seit Jahren bewährte kombinierte Haarwasser
ENTRUPAL
gibt selbst ganz weißem Haar die jugendliche Farbe wieder, befreit von Kopfschuppen und verhindert Haarausfall. In der Anwendung so einfach wie jedes Kopfwaschmittel.
wenn das erste graue Haar sich zeigt oder Schuppen auftreten. In Fachgeschäften. Flasche RM. 4.52
Prospekt kostenlos durch Drogerie Car. Köln, Marienstr. 26-28

Amliche Anzeigen
(Amtl. Bekanntmachungen einnehmen)

Büchertal
Verbauungsplanung im Amtsbezirk Bühl am Dienstag, den 8. 3. 1938 herr.

Aufgrund § 5, Luftschutzes, findet am Dienstag, den 8. März 1938, eine öffentliche Verbauungsplanung im Amtsbezirk Bühl statt. Sie beginnt abends 7 Uhr und endet um 10 Uhr.
Der Beginn der Verbauungsplanung wird

Waus. und Klausenstraße betr.
In Waus (Amt Bühl) ist die Waus- und Klausenstraße erneut ausgebaut.
A. Sperrzeit sind die an der Hauptstraße vom Schulhaus bis zum Bahnhofsübergang gelegenen Gebäude.
B. Beobachtungsgebiet ist die Abzweigung Waus, C. 15-Min.-Umkreis ist der Bezirk Bühl.
Für die einzelnen Stundenbestrie gelten die in meiner Bekanntmachung vom 20. 10. 1937 für den Ort Wausburg getroffenen Anordnungen, nach von den Bewohnern verlassen werden. Die Suche ist in den Gemeinden Fautendach, Densbach, Stollhofen und Ortsteil Hal mit der Gemeinde Reulach einzuweisen. Diese Ge-

Schnebergelände
fertig oder werden
Wohnung, Mantel, Anablenleitung und Separat. Garraum
Einfuhr. 10. III.

Anzeigen in der „B. P.“
haben Erfolg!

Carl August Nielsen & Co.
Kohlenhandels-gesellschaft
Kaiserstr. 154, Telefon Nr. 5164, 5165, 5506



Arbeitslager „Franz Sigel“

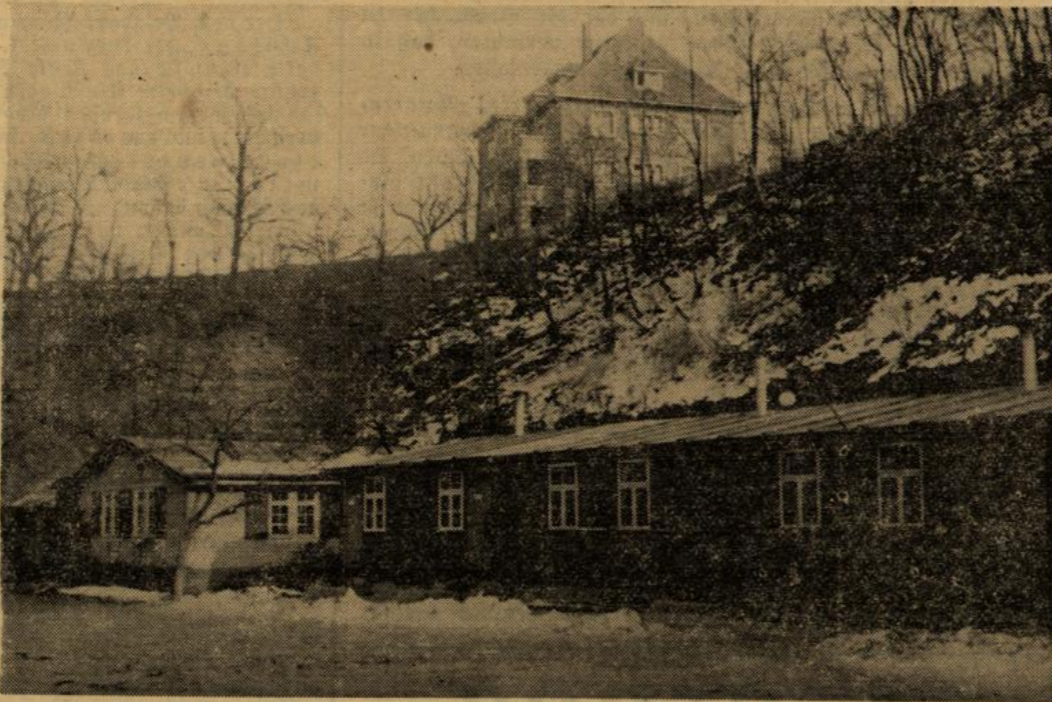
Eindrücke bei einem Morgenbesuch
Schulbeispiel der Kameradschaft

Noch im Erwachen des Tages überzieht das Morgenrot in glühenden Farben den Himmel. Dann steigt die Sonne auf, unverdeckt von allem Gewölk; die Nacht hat es mit sich genommen. Während der Sonnenball langsam emporklimmt, verlassen wir die noch halbträumende Stadt. Wir fahren gen Durlach in einen hoffnungsvollen heiteren Vorfrühlings-tag.

Was die alte Marktgrafenstadt so reizvoll gestaltet, ist die Nähe der Berge. Ueberhaupt ist der Turmberg für alle Durlacher und Karlsruher zu einem Begriff geworden. An seine Hänge schmiegen sich Giebel und Türme wie stierliches Spielzeug.

Wir verlassen wieder die Stadt in Richtung Gröbtingen. Vor uns marschieren schon die Durlacher Arbeitsmänner in den frischen Morgen. Draußen auf Wiesen, Feldern und Baustellen erwartet sie Arbeit. Sie gehören schon seit langem zum Durlacher Stadtbild und niemand will sie missen.

Rechts von der Straße an der nördlichen Stadtgrenze haben sie ihre Unterkunft gefunden. Herrlich, wie dieses Lager in einem Bergeschnitt an der Straße nach Gröbtingen liegt, den Blick über das weite, blau überspannte Rheintal freigebend. Unmittelbar hinter den Baracken des Lagers steigt links der Turmberg empor, an dessen Hängen „Neu-Durlach“ entstanden ist. Die ganze Landschaft atmet Ruhe.



Teilsicht der Abteilung

Der Abteilungsführer, Oberfeldmeister Schack ist es, der dem Lager das Gesicht gibt. Und dieses Gesicht ist sehr erfreulich. Später begrüßen wir ihn und hören aus seinem Munde so mancherlei, was den echten Arbeitsführer verrät. Man erkennt seine Liebe zu seinen Arbeitsmännern, dem



Im Tagesraum spricht Oberfeldmeister Schack zu den Arbeitsmännern

Aufnahmen: Schreiber

Nur hin und wieder, wie aus weiter Ferne, hört man ein Hämmern auf Stahl, klingt das Kreischen einer Säge aus der Stadt herüber. Dann aber hebt sich die Stille wieder wie eine gläserne Wand um die hohen Giebel und rauchenden Schloten der Marktgrafenstadt.

Baracken kann man die schmucken, bunt bemalten Unterkunftsräume der Abteilung 4275 wohl kaum nennen. Sie stehen in einem riesigen Viereck im Bergeschnitt und umsäumen wie ein Kranz den Sportplatz. Freilich sind auch einige an den Berghang angeschmiegt, denn das Lager soll geräumig, sonnig und sauber sein.

Alle Unterkunfts Häuser sind in der Tat so. Ein Blick in die Schlafräume, Waschräume, Tages-, Speise- und Verwal-

Ballonstart auf heute vormittag verschoben

Karlsruhe kauft sich Soldaten

Die letzte Reichsstraßensammlung, die am gestrigen Samstag begann und bei der hübsche Soldatenfiguren aller Waffengattungen verkauft werden, war bereits von einem schönen Erfolg begleitet, der auch heute bestimmt den Sammlern treubleiben wird. Massenhaft gingen die Soldaten ab, mancher rüstete sogar mit zwei und drei Soldaten seine Brust auf. — Einen großen Zulauf hatte der angekündigte Ballonstart auf dem Schmiedepflog gefunden. Jedoch mußte infolge des widrigen Schwindes, der den Ballon auf französisches Gebiet abgetrieben hätte, der Start auf heute Vormittag 11 Uhr verschoben werden.



Termin freihalten!

Am 8. März findet in Karlsruhe die große Kundgebung statt, bei der Reichsstatthalter Robert Wagner und Ministerpräsident Walter Köhler sprechen. Beginn 20.30 Uhr, in der Markthalle.

Schmucken Lager und nicht zuletzt zum Standort. Aufbau und immer wieder Aufbau ist die Parole, die hier alle befehlt. In einem ringenden Suchen um das große Werden der deutschen Jugend hat auch das Durlacher Lager gearbeitet, gekämpft und seine Führer haben ihr Denken, ihr eiserne Wollen in den Dienst der Jugendzucht gestellt. Aus der nationalsozialistischen Jugend über den Arbeitsdienst zum Ehrendienst des deutschen Soldaten baut sich die gewaltige Schule der deutschen Volksgemeinschaft und des deutschen Sozialismus auf.

Dieser kurze Besuch im Durlacher Arbeitslager 4275 zeigt ein Schulbeispiel dieses Wollens auf. Den Geist des Lagers kennen zu lernen, war nicht schwer. Er offenbart sich uns vom Führer zu den Arbeitsmännern bis zum letzten blank geschweißten Spaten.

Dann werden wir noch zu einer Tasse Kaffee eingeladen. Sozofagen als „Rezeptionsgeheim“! Er schmeckt gut. Schnell verrinnt aber die Zeit, es kommt die Mittagspause und der Unterricht. Ein Kaufmann, ein Blechner und ein Bauernsohn räumen den Speisesaal auf.

Wir aber steigen in unsern Wagen und fahren nach Karlsruhe zurück. . .

Schwerer Unfall eines Motorradfahrers

Gestern mittag 12.30 Uhr wollte ein Motorradfahrer mit seiner Maschine von der S-Kurve bei Rüppurr in die Heidelberger Straße einbiegen, wobei ihm angeblich plötzlich ein wohl wurde. Der Fahrer kam mit seiner Maschine zu Fall, stürzte auf die Fahrbahn und zog sich eine Gehirnerschütterung sowie Hautabschürfungen im Gesicht und an den Händen zu. Von einem vorbeikommenden Auto wurde der Verunglückte in das Diakonissenhaus Rüppurr eingeliefert.

Ein Greis beim Straßenüberqueren verunglückt

Gestern mittag 13.55 Uhr verunglückte der 81jährige Gottlob Huber von hier beim Überqueren der Kriegsstraße schwer. Der Greis wollte zwischen der Bunsen- und Eisenlohrstraße über die Fahrbahn hinüber und wurde dabei von einem Kraftwagen erfasst und zu Boden geschleudert. Er erlitt eine Gehirnerschütterung und wurde von privater Seite nach seiner Wohnung verbracht.



Auch wenn die Maske fällt

wird Ihr Alter immer ein Geheimnis bleiben, wenn nur die Haut die natürliche Frische hat. Warta-Seife mit Hautnahrung ist ein solches Mittel, das bei täglicher Anwendung die Haut verjüngt.



Normalstück 18,-
großes Stück 28,-
Dreier-Packung 80,-

Weiterführung der Fettverbilligung

Die von der Reichsregierung zur Verbilligung der Speisefette für die minderbemittelte Bevölkerung und zur Sicherung des Bezuges von Konsummargarine getroffenen Maßnahmen werden für die Monate April, Mai und Juni 1938 im bisherigen Umfange fortgesetzt.

Die nicht verbrauchten Scheine sind bis zum 5. bzw. 10. Juli 1938 zur Rückgabe.

Ungeeigneter Kraftfahrzeugführer

Wie das Polizeipräsidium bekannt gibt, wurde dem Karl Kohler in Karlsruhe, Palanenstraße 36, die Führung von Kraftfahrzeugen jeder Art unterlag und der Führerschein der Klasse III entzogen, weil er trotz einer früher bereits ergangenen Verwarnung durch Strafbefehl des Amtsgerichts Karlsruhe vom 31. Dezember 1937 wegen unbefugter Ingebrauchnahme von Fahrzeugen, fahrlässiger Körperverletzung sowie sonstiger Verstöße gegen die Verkehrsregeln mit einer Gesamtstrafe von einem Monat bestraft worden mußte.

Folgen eines Wochenendausfluges

In der Zähringerstraße wurde gestern mittag ein betrunkenen Fußgänger mit erheblichen Kopfverletzungen auf dem Gehweg liegend aufgefunden. Durch den Sturz hatte er sich Schürfwunden und Prellungen am Kopfe sowie am Körper zugezogen. Er wurde festgenommen und wird im Schnellverfahren abgeurteilt werden.

Wiederbelebungsversuche hatten Erfolg

Ein in der Baseler Torstraße wohnende Witwe wurde gestern vormittag in ihrer Wohnung gasvergiftet aufgefunden. Die sofort angestellten Wiederbelebungsversuche hatten Erfolg, so daß sich die Frau außer Lebensgefahr befindet. Ob ein Unglücksfall vorliegt, muß die polizeiliche Untersuchung ergeben.

Noch Glück gehabt

Gestern nachmittag wollte ein Kraftfahrer mit seinem Personenwagen von der Ritter- in die Kaiserstraße einbiegen. Dabei verlor er das linke Borderrad, so daß der Wagen auf der Straße liegen blieb. Der Materialschaden ist unbedeutend. Personen wurden nicht verletzt.

Nordische Gesellschaft. Von dem schönsten und umfangreichsten Fund der Wikingerzeit, dem Nieberger Totenschiff, wird Montag, den 7. März in einer Gemeinschaftsveranstaltung des Deutschen Volkshilfswerkes und der Nordischen Gesellschaft 20 Uhr in der Hochschule für Lehrerbildung, Karlsruhe, Bismarckstraße 10, ein berufener Ränder der Germanenfunde, Dr. Ernst Behr (Heppenheim) in einem allgemeinverständlichen Lichtbild-Vortrag berichten. Der ganze Vortrag wird von außerordentlich schönen Bildern begleitet sein.

Toller Schaufenstereinbruch in der Kaiserstraße

Autofahrende Einbrecher erbeuten im Pelzhaus Feumer Pelze im Wert von 3000 Mark. Eigener Bericht der Badischen Presse

In der Frühe des Samstags ereignete sich in Karlsruhe ein Einbruch, wie er in einem ähnlichen Ausmaß von Frechheit und Unvorsichtigkeit selten verübt wird. Im Gut- und Pelzhaus Wilhelm Feumer, Kaiserstraße 127, schlug ein Einbrecher die große Schaufensterscheibe ein und raubte Pelzwaren im Werte von 3000 Reichsmark.

Die Kaiserstraße war in der Zeit, da der Einbruch erfolgte, völlig menschenleer. Auch aus dem sich unmittelbar an das Pelzhaus Feumer anschließenden Gasthaus „Zum goldenen Firschen“ waren die letzten Gäste schon seit geraumer Zeit weggegangen. Um 1.30 Uhr hatte der Wirt Kurt Götz sein Lokal geschlossen. Er war jedoch im Gasthaus, in dem zu der Zeit des Einbruchs noch fast sämtliche Lichter brannten, mit Vorbereitungen für den Samstagbetrieb beschäftigt. Um so erstaunlicher ist die Dreistigkeit, mit der die Verbrecher zu Werke gingen, denn sie konnten ja kaum vermuten, daß in dem beleuchteten Wirklokal keine Gäste mehr saßen.

Der Gastwirt wurde durch ein auffallend starkes Motorengeräusch aufmerksam. Er dachte zunächst, daß es betrunkenen Autofahrer seien, die um diese späte Zeit Vollgas gäben. Da der Motorenlärm aber anhält, ging er auf die Straße hinaus. Dort hörte er die Rufe des im Hause Kaiserstraße 58 wohnenden Förtners Schwanz, der, so laut er konnte: „Polizei — Einbrecher!“ rief. Ebenso rief ein Mann aus dem 4. Stockwerk des Hauses zur „Stadt Forzheim“ nach der Polizei. Unwillkürlich blickte Gastwirt Götz nach den Ruf, die ihn auch darauf aufmerksam machten, die polizeiliche Kennnummer des vor dem Pelzhaus liegenden Wagens festzustellen.

Der ganze Vorfall wickelte sich jedoch in Sekundenschnelle ab, und Götz konnte nur noch erkennen, wie ein Mann in das parkende Auto, ein hellgraues Cabriolet, einstieg.

Dieses brauchte mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 40 Kilometern ab in Richtung Durlach, um sofort rechts in die nächste Seitenstraße, die Adlerstraße, einzubiegen. Aus der Tatsache, daß der Wagen schon in dem Augenblick losfuhr,



als der einsteigende Mann erst einen Fuß in das Auto gesetzt hatte, muß geschlossen werden, daß an dem sensationellen Einbruch mindestens zwei Personen beteiligt waren. Das starke Motorengeräusch wurde deshalb verursacht, um das Geräusch beim Einschlagen der Fensterscheibe zu überdecken.

Das Loch in der Fensterscheibe war nahezu ein Meter groß im Durchmesser. Gestohlen wurden aus der Auslage

zwei Bunde gefärbte Perlamer, und zwar ein Bund mit 20 Stück und ein Bund mit 28 Stück, außerdem zwei unferlige Silberfuchspelze und ein Stück Seal Elektrik für ein Pelzpaletot.

Im ganzen haben die gestohlenen Pelze, wie erwähnt, einen Wert von etwa 3000 Reichsmark.

Die bestohlene Firma ist gegen Einbruch versichert.

Der dem Pelzhaus Feumer gegenüber wohnende Förstner Schwanz, der kurz nach 2 Uhr nach Hause gekommen war, hatte ebenfalls das starke Motorengeräusch und den Lärm gehört, der beim Einschlagen der Fensterscheibe entstand. Er sah sofort zum Fenster hinaus und bemerkte, wie der Einbrecher ein zweites Mal ausholte, um durch einen neuerlichen Schlag die Fensterscheibe zu erweitern. Der Einbrecher stieg in aller Eile durch die in das schwach beleuchtete Schaufenster geschlagene Öffnung ein, um sofort wieder mit einem großen Bündel herauszukommen. Infolge der Rufe des Förstners und der eines sofort von ihm verständigten Nachbarn war der Einbrecher gestört worden. In der unmittelbaren Nähe der gestohlenen Pelze, gewissermaßen griffbereit, zur Verfügung lagen.

Von einem Fabrikat eines Spätwagens der Straßenbahn, die vom Adolf-Hitler-Platz herkam, wurde der verdächtig schnell um die Ecke biegender Wagen bemerkt. Die Straßenbahn fuhr sofort zurück, aber der Wagen war bereits entwichen. Inzwischen waren auch Ueberfallkommando und Kriminalpolizei eingeschoben, um sofort die Untersuchung vorzunehmen. Nach den Vorstellungen von Augenzeugen

handelt es sich bei dem Einbrecher um einen Mann, der etwa 1,70 m groß ist und einen dunklen Mantel trug.

Der zweite Einbrecher kann nicht beschrieben werden, da sich dieser im Wagen befand. Der Wagen trug, wie die wenigen Zeugen feststellen, vermutlich die polizeiliche Kennnummer I Z 61 489. Die Einbrecher hatten das Nummernschild mit einer Decke verhängt. Während der rasenden Fahrt löste sich diese jedoch, so daß für einen Augenblick die Nummer zu erkennen war.

Der sensationelle und in seiner Frechheit und Dreistigkeit besonders auffallende Einbruch erinnert an ähnliche verwegene Verbrechen, die sich in den letzten Monaten in Deutschland zutrugen, so vor kurzem erst in Mannheim und Ludwigsbafen, wo ebenfalls Pelze, zum Teil auch Photo-Apparate auf gleiche Weise gestohlen wurden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Einbrüche auf das Konto ein und derselben Verbrecherbande zu legen sind. Jedenfalls waren es keine „Anfänger“, die diesen tollen Einbruch in der Hauptstraße der badischen Landeshauptstadt in der Nacht zum Samstag verübten.

Karlsruher Veranstaltungen

Geographische Gesellschaft Karlsruhe. Der auf nächsten Dienstag vorgetragene Vortrag von Dr. Eitel über die Balareen wird der Revolutionsfeier wegen auf Mittwoch, den 8. März verlegt. Er findet im Hörsaal 16 des Schulhauses der Technischen Hochschule abends 8 Uhr statt.

Der Geselligkeitsverein Mühlburg hält am 6. und 7. März im Gasthaus „zum Hirsch“ in Mühlburg eine Zuchtsamm-Über-Schau ab. An derselben beteiligen sich Vereine wie Mühlburg, Forchheim, Reuten, Durlach, Jedem Bühler ist hier Gelegenheit gegeben, sich mit guten Brüdern zu besorgen.

Neue Aufführung im Stadttheater

Ein neues Lustspiel wird heute in Anwesenheit des Dichters aus der Laube gehoben, „Männer im Mond“ von Edmund Ungel, dem bekannten Dramatiker und Autor, den wir nun auch von der letzten Seite kennen lernen. Die Inszenierung des Werkes befragt Hans Herbert Meißel. In den wichtigsten Rollen erscheinen: Hubert, Christmann, Hans Marlow, Herbert Stadler, Karl Marlow, Karl Meiner, Heinz Greber, Erich Schudde, Werner Ebert, Werner Fischer, Karl Arnold und Heinrich Meier. Beginn 20.00 Uhr. — Nachmittags 14.30 Uhr wird Vorhangsprobe über „Undine“ in der Sonntagvormittags-Fremdenliste zur Aufführung kommen.

Tages-Anzeiger

Samstag, 6. März 1938

Theater:

Badisches Stadttheater: „Undine“, 14.30—17.30 Uhr: „Männer im Mond“, 20—22.30 Uhr. Kolosseum: 16.15 Uhr und 20.15 Uhr Jubiläums-Programm

Film:

Kanal: „Mitter ohne Furcht und Tadel“; Capitol: „Das Geheimnis um Bettie Bonn“; Gloria: „Mittel um Beate“ — 23 Uhr: „Kruza“; Hammer: „Unternehmen Michael“; Pall: „Mittel um Beate“ — 11 Uhr: „Jobanah“ — „Jobanah“; Meli: „Die verführte Braut“; Rheingold: „Sunder der Bodeme“; Schauburg: „Der Berg ruft“; Ufa-Theater: „Frau Edelstein“

Kaffee, Kabarett, Tanz:

Abendessen: Kabarett; Kaffee Salon: Konzert — Tanz im Rotstetter; Grüner Baum: Tanz; Kaffee Museum: Konzert — Tanz im Wintergarten; Regina: Kabarett — Tanz; Röhre: Tanz; Wiener Hof: Tanz; Kaffee des Lebens: Konzert und Tanz; Hotel Germania: 16—18.30 Uhr Tanz-Zee; Schloß-Quell: 16—18.30 Uhr Tanz-Zee

Tagesanzeiger Durlach:

Stafa Durlach: „Das große Abenteuer“; Margraf: „Der gebrochene Krug“; Blumen-Kaffee Durlach: Konzert und Tanz; Partisipante Durlach: Konz.



Ortsgruppe Durlach

Koblenzheimausgabe am Dienstag, den 8. März 1938, für die Gruppen: 1. Durlach: 8—9.30 Uhr, 2. Durlach: 9.30—10 Uhr, 3. Durlach: 10—11.30 Uhr, 4. Durlach: 11.30—12 Uhr.

Karlsruhe ist gerüstet / Vorbereitungsarbeiten für die Deutschen Gerätemeisterschaften abgeschlossen

Pressebesprechung im „Germania“ — Übergabe der Markthalle an die Reichsfachamtsleitung Internationale Gäste bei den Wettkämpfen

Die wochen- und monatlang vorbereitungsarbeiten für das Zustandekommen und die technische Ausrichtung der 8. Deutschen Gerätemeisterschaften sind beendet. In einer letzten Besprechung, die am Nachmittag die Pressevertreter von Baden, am Abend die Kampfrichter und Mitglieder des Berechnungsausschusses zusammenführte, konnten alle Fragen nochmals durchgesprochen und reiflos geklärt werden. Mit der Übergabe der Markthalle als Kampfstätte an die Reichsfachamtsleitung wurden gestern nachmittag die Gerätemeisterschaften offiziell eingeleitet. Im Laufe des Samstags trafen aus allen Gegenden des Reiches die 66 Turner ein, die heute um die höchste Würde kämpfen werden. Wir heißen sie und alle Gäste in den Räumern der Stadt herzlich willkommen und wünschen ihnen frohe, erinnerungsreiche Stunden!

Bei der Pressebesprechung im „Germania“ zeigte Reichsfachamtsleiter Carl Steding-Berlin nochmals die Bedeutung des Breslauer Turn- und Sportfestes an, das die größte Turnveranstaltung der Welt wird. Die Festspiele umfassen ein Gelände, auf dem 20 Sportplätze Raum haben) unterstrichen und verdeutlichten die Ausmaße dieses gigantischen Festes. Der Festzug am Sonntag, der den Höhepunkt bilden wird, hat bei einer Aufstellung in vier Reihen über 24 Kilometer Länge. Riesengroß ist die Teilnehmerzahl und riesig auch das Interesse, das allenthalben dieser Veranstaltung entgegengebracht wird. Das Ziel der ganzen Sportbewegung, ein Volk in Leibesübungen zu schaffen, wird hier zum erstenmal in großem Stil demonstriert.

Erläuterungen von Reichsfachamtspräsident Oulek-Berlin über die technische Abwicklung der Meisterschaften sowie von Reichsmannerturnwart Schneider-Weipzig über den zeitlichen Verlauf und der Wertung gaben einen interessanten Überblick durch die Programmfolge und das Niveau dieser turnerischen Großveranstaltung.

Nach einem kurzen Empfang der Reichsfachamtsleitung durch den Oberbürgermeister, der die Gäste herzlich begrüßte und willkommen hieß, begaben sich die verantwortlichen Leiter der Veranstaltung nach der Markthalle, um die Kampfstätte an die Reichsfachamtsleitung zu übergeben.

Festlich geschmückt, der Eingang von Fahnen drapiert, bot sich der weite Raum der Halle in tadellosem Zustand. Tausende von Stühlen, zu einzelnen Blöcken gruppiert, warteten auf die Besucher, die heute durch die Eingänge strömen werden. Inmitten der Halle erhebt sich mit einem Durchmesser von 18x15 Meter ein gewaltiges Podium, auf

dem am Nachmittag die Endkämpfe der 12 Besten um die Deutsche Gerätemeisterschaft abgewickelt werden.

Der Leiter des Organisationsausschusses, Professor Dr. Fischer, übergab mit kurzen Worten des Dankes an die Stadtverwaltung, die durch Bürgermeister Dr. Frisolin vertreten war, sowie mit herzlichem Dank an alle Mitarbeiter die Halle der Reichsfachamtsleitung, Reichsmannerturnwart Martin Schneider übernahm die Kampfstätte in die Obhut der Reichsleitung und gab seiner Freude und Zufriedenheit darüber Ausdruck, daß dieser, sonst nüchternen Geschäft dienende Raum würdig hergerichtet ist und einen imposanten Unter- und Hintergrund für die Meisterschaften abgibt. Mit dem Dank für die vorzüglichen Vorbereitungsarbeiten des Organisationsausschusses verband Martin Schneider den Wunsch für ein frohliches Gelingen und einen schönen Verlauf der Veranstaltung.

In den Meisterschaften werden prominente Sportgäste aus dem Ausland erwartet.

So ist zum Beispiel der Präsident des tschechoslowakischen Sportverbandes (Sokol) Dr. Klinger (Prag), eingetroffen, weiter erwartet man 35 luxemburgische Turner unter Leitung von dem Führer der luxemburgischen Olympiamannschaft, Neumann. Ebenso werden aus Belgien, Desterreich, Holland und der Schweiz namhafte Vertreter anwesend sein. Leider war es den gemeldeten 50 Strahburger Turnern nicht möglich, zu der Veranstaltung zu erscheinen.

Karlsruhe wird heute ein Hochfest turnerischen Könnens erleben, wie es noch nie in seinen Mauern zum Ausstrag kam. Dafür bürgt schon der äußere Rahmen, dafür bürgen die Teilnehmer, die sämtliche zur Spitzenklasse deutscher Turnkunst zählen. Wir werden im Montagsbericht ausführlich über diese Veranstaltung berichten.

Karlsruher Filmschau

Gloria und Vals: „Mädel um Beate“

Zweifellos gehört Vil Dagover zu den kultiviertesten französischen Erscheinungen des deutschen Films. Wenn sie auch keineswegs die Tragödin großen Stils ist, so beherrscht sie doch die tragenden Rollen typischer Gesellschafts- und Konversationsstücke mit einer völligen und absoluten Souveränität, die kaum jemand anders in gleichem Maße zur Verfügung steht. Auch in diesem Film steht sie als die rätselhafte Frau Beate durchaus im Mittelpunkt, und alles um ihre Gestaltung herum ist lediglich Peripherie und Staffage.

Eine mondäne Frau, deren Ruf bei ihrer Abreise gefährdet war, kehrt nach langer Auslandsreise zurück. Die Gesellschaft verschließt sich ihr; mit mancherlei Intrigen und mit Hilfe eines von einer Indienreise zurückgekehrten berühmten Baumeisters gelangt ihr doch der Zutritt zu dem repräsentativen Fest des Clubs, wobei sie Triumphe feiert über die spießige Atmosphäre einer gänzlich verfallenen Gesellschaft. Das aus ihr und dem Baumeister ein Liebespaar wird, gehört zum happy end. Daneben läuft eine amette Liebeshandlung, die gleichfalls zum glücklichen Ende führt.

Der Wert des Films, in den übrigens eine wirklich archaische Szene eines dörflichen Weinfestes geschickt eingestreut ist, liegt in dem Spiel Vil Dagovers, die auch diesmal wieder von einem bezaubernden Charme und einer überlegenen Sicherheit ist. Sabine Peters und Grifa v. Thellmann ragen von den übrigen Darstellerinnen hervor, während Albrecht Schoenhals, Steinbeck, Odegar und Ernst Waldow von den männlichen Darstellern zuerst zu nennen sind. Eine Reihe humorvoll gezeichneter Szenen wärmt die Handlung, die interessant und unterhaltend ist. Peter Kreuder schuf eine hübsch und leicht eingehende Musik dazu. — Ein Traberfilm und ein origineller Wiener Modelfilm ergänzen wirkungsvoll das Programm.

Edvard Kauf

Wasi: „Die verächtliche Frau“

Nicht heute im Gefängnis, darunter zwei unter Mordverdacht, eine fast zerrüttete Ehe, ein verachtetes Liebespaar, furchterregende Gedankenengänge eines kriminalistisch insizierten stellvertretenden Bezirksrichters; eine Welt voll Konflikte. Das ist Eufis Werk. Dabei Eufis nicht ein junges, hübsches Mädchen ist, sondern die Sünden des Schriftstellers Ferdinand Bartel in Klingen. Bartels junge Frau fühlt sich zurückgesetzt, und das mit Recht, denn der junge Herrmann vergißt über seiner Hundeliebe fast seine Frau. Auseinandersetzungen lösen einander ab, und schließlich geht die junge Frau außer Haus. Unbekannte Vorkommnisse, für die einzig und allein die Eufis die Verantwortung trägt, lassen in Bartels den Entschluß reifen, daß das Unheil stiftende Tier umgebracht werden muß. Ein entsprechender Brief an seinen Freund soll Eufis Schicksal besiegeln und den ehelichen Frieden wieder herstellen. Aber es kommt anders. Eufis bleibt weiterhin am Leben. Der Brief, in dem von Verschwindenlassen die Rede ist, fällt in die Hände des stellvertretenden Herrn Bezirksrichters. Da außerdem Bartels Frau nach einem Krach das Haus verlassen und — wie seltsam — ihr Nestesziel nicht erreicht hat, kommt diesem kriminalistisch vorbelasteten Herrn lästlings der Gedanke, daß Klingen und das Haus Bartels der Ort eines furchtbaren Familien-dramas geworden sind. Das Drama erreicht seinen Höhepunkt, als unter dem Verdacht der Mittäterschaft schließlich acht Leute im Gefängnis zu Klingen sitzen. Und vielleicht sähe heute die ganze Welt im Klitzchen, wenn nicht der über-eifrige Herr Bezirksrichter die längst totgeglaubte Frau Bartels finden würde.

Sieben Filmkünstler von Rang und Namen haben sich bemüht, dieses Lustspiel zu einer Attache auf das Zwerchfell zu machen, und das ist ihnen auch durchaus gelungen. Vorab Hans Moser als stellvertretender Bezirksrichter. Ihm zur Seite, in Gesellschaft und Mimik nicht so forciert, aber in sehr fein ausgearbeiteten Rollen, Paul Kemp als Schauspieler Bartels, Lucie Englisch als seine Frau, Jupp Hussels als Tierarzt Dr. Steiner, Theo Lingens als sein Diener, Trude Marlen als sehr energische Zahnärztin, und schließlich Oskar Sima als Drisgendarm und Unverantwortlicher für alle die Vorgänge in Klingen. E. W. Emogab dem Film Schwung und machte ihn zu einem mit brauendem Gelächter aufgenommenen Lustspiel.

Wasi: „Habonah — Habonah“

Unter den Expeditionsfilmen aller Welt wird dieser unter französischer Regie entstandene Film einer Autoexpedition über durch Afrikas Hochsteppen immer einen hervorragenden Platz einnehmen. Wie es dem Kameramann gelungen ist, einen ganzen Kontinent in der ganzen Vielfalt seiner geographischen Besonderheiten in einen Film zu bannen und dazu in Aufnahmen, von denen jede einzelne den Anspruch

erheben darf, ein Meisterwerk photographischer Kunst zu sein, das in schlechthin einzigartig. Aber ist es nicht allein schon eine glänzende Idee, auf der vielleicht ältesten Straße der Menschheit, der Seidenstraße vom Ufer des Mittelmeeres bis an die Küsten des Japanischen Meeres mit dem modernsten Fahrzeuge, dem Raupenauto, entlang zu fahren und diese alte Kultur- und Menschheitsstraße in lebensvollen und inhaltreichen Bildern einzufangen? In manchmal atemberaubenden Bildern sieht und erlebt hier der Zuschauer die Reise zweier Autofahrer, von denen die eine in Beirut aufgebrochen ist, um von Beirut nach Osten über das iranische Hochland, die Rüste des Hindukusch und des Himalaya nach Sinkiang vorzustoßen, während die andere Gruppe von Beijing aus den Vormarsch durch die Mongolei und Wüste Gobi am Rand des Kuenlungebirges ebenfalls nach Sinkiang unternimmt. Was sich auf dieser Reise, die an Beschwerlichkeit jedes Maß überbot und an die Teilnehmer eine Höchstsumme von Anforderungen stellte, sich der Expedition darbot, ist in diesem Film festgehalten. Er ist ein einzigartiger Querschnitt durch Geographie, Geschichte und Kultur eines Erdteiles, für den diese Straße heute wie zu Dschingis Khan's Zeiten die Schranke des Lebens und der wenn auch nur noch in Ruinen erstarrten Kultur bedeutet.

Wasi: „Frau Sylvelin“

Nach dem Roman „Sylvelin“ von Franz Hans von Schönthan, der vor anderthalb Jahren in der „Badischen Presse“ lief, wurde dieser Wasi-Film gedreht, in der Drehbuchbearbeitung von Walter Forster und Walter Ulrich, die allerdings den Abschluß des Romans ins Gegenteil umkehrte. Das bedingte von vornherein eine ganz andere photographische Anlage der Figuren. So wird, entgegen dem Roman, das Zusammentreffen Sylvelin-Sollnau nicht zur

Frohe Laune im „Löwenrachen“

Im Löwenrachen hat sich für die erste Märzhälfte ein Kleinkunstensemble etabliert, das in geschickter Mischung für Auge, Ohren, Herz und Gemüt allerlei Unterhaltendes und Amüsantes bringt.

Da ist zunächst Heinz Raube als lustiger Pflaunderser und Anlager zu nennen, der mit ironisch-durchträufeltem Humor sich selbst und andere verulkt, und in seinem Solo „Grotteske Spässe“ einen kleinen Querschnitt durch seine Fähigkeiten und seine satirische Ader gibt. Neben dieser seiner ureigensten Nummer versteht er es, den Laustisch der Sympathie für seine Kollegen aufzurollen, die, weder in seine Fußstapfen tretend, ein unterhaltendes Kleinkunstprogramm von abendfüllender Länge aufziehen. Da ist beispielsweise Verti Vert, eine jugendliche Tänzerin, die sowohl auf Spitze wie im Tango und anderen Modetänzen auf dem Höhepunkt ist und gefüllt. Anita Klor zeigt bei ihren Balancakünsten eine seltene Beherrschung des Körpers und eine variantenreiche Ausführung der nicht leichtesten Kunststücke. Die 8 Scholaren bilden ein munteres Gelächerspiel, das im Stil der schreibenden Schüler einer lustigen Singstunde von altgelehrten und wieder neugefallenen Wänden, Wölfs- und Bantelkammerliedern vorträgt. Eine besondere Nummer sind The 4 Parsons, die Musik auf leuchtenden Gloden machen und eine musikalische Attraktion ersten Ranges darstellen. Helmut Greifer mit seinem Kameraden am Klavier, Saxophon, Tuba und Schlagzeug weiß den einzelnen Nummern geschickt hingeworfene Lichter aufzusetzen und bemerkt sich auch bei den Tanz-einlagen als ein Musiker von besonderer Grad. arl.

Wasi im Marmoraal

In Form des zweiten Schloßkonzertes veranstaltete die D.M.K. und N.S.B. „Kraft durch Freude“ einen musikalischen Abend unter Mitwirkung der Karlsruher Vereinigung für alte Musik (Mita Hirschfeld, Lotte Morlock, Georga Valentini Panzer und Mathilde Röhler) sowie der Studierenden der Musikschule Hans Cunz und Ulrich Glattacker und der Mitglieder der Kapelle Höltinger: Schmidkuna (Trompete), Schwaab (Oboe), Siegel (Cello) und Balthner (Kontrabaß). Als Vokal-Solistin war Elfriede Haberborn vom Staatstheater gewonnen worden.

Mit Streicher- und Continuo-Beileitung sang sie die Kantate „Biberische doch der Sünde!“ und die Aria „Bekennen will ich“. Mit dem tief eindringenden Vortrag und dem Wohlklang der kultivierten Altstimme hatte die Künstlerin einen solchen Erfolg, daß sie die Aria wiederholen mußte. Aber auch mit dem einwärts gebrachten Mordkonzert für Cembalo (Mita Hirschfeld) mit Streichern und Continuo erntete die übriegen Künstler lebhaften Beifall. Und von dem abschließend gespielten Zweiten Brandenburgischen Konzert in F-dur mußte ein Satz ebenfalls wiederholt werden. Hier traten zu den Streichern die Bassstimmen farblich belebend hinzu, die bei den Herren Schmidkuna (konzertierende Trompete) und Schwaab (Oboe), sowie Fräulein Morlock (Blodflöte) in bewährten Tönen lauen. Die Veranstaltung war mit Recht sehr gut besucht und läßt eine weitere Folge solcher dankbarer Abende erhoffen.

Dr. Carl Hoffmann

schicksalhaften Entscheidung, sondern zur Episode. Man mag darüber streiten, ob der Roman in seiner letzten Konsequenz wahrhaftiger erscheint oder der Film, der auch an dem Zusammenbruch des Blod-Konzerts vorbeigeht. Jedenfalls, in seiner geschlossenen Form ist der Film eine zweifellos wirkungsvolle und künstlerische Leistung.

Herbert Maish hat Regie geführt, eine Regie, die um der vollstättigen prachtvollen Figur des Manfred Blod willen, leider die übrigen etwas vernachlässigt. Ueberall, wo dieser Manfred Blod und sein Arbeitsmiten erscheint, liegt die überzeugende Atmosphäre des Geschehen über der Bildfolge. Schade, daß die hyperlegant strahlenden Bild-Ebenen nicht etwas abgedämpft wurden, schade, daß die überbetonte Passivität der Frau Sylvelin jede Entwicklung verhindert und der Baron Sollnau so farblos blieb. So übertrag die Manfred Blod wie ein Niese alles um ihn her. Vielleicht hat die Regie das beabsichtigt? Karl Puth schuf hervorragende Bilder.

Heinrich George verleiht seinem Manfred Blod das unbändige schauvielerische Temperament seiner kraftvollen Persönlichkeit. Eine unerhörte Leistung. Neben ihm Maria von Tasnady, zart, verträumt, zerbrechlich und leise, in allem das Gegenteil ihres lauten, volternden Gatten. Dazwischen Carla Ruth, die feste, frech-harmonante und temperamentvolle Tochter aus erster Ehe, und der leider etwas blasse Baron von Sollnau Paul Richters. Sehr fein und überlegen noch einmal der leider zu früh verstorbene Alfred Abel. Ueberzeugend Elisabeth Wendt als Sekretärin. Weiterhin charakteristisch Kurt Meißel, Walter Steinbeck und Paul Otto.

Im Beiprogramm ein überaus interessant und spannend gestalteter Kulturfilm „Flieger, Funker, Kanoniere“, der in herrlichen Aufnahmen ein geschlossenes Bild gibt von der einsatzfähigen und schlagkräftigen deutschen Luftwaffe.

Eduard Doerffler

Turnen - Spiel - Sport

Lisa Resch errang die Skiweltmeisterschaft

Christel Czanz kürzte und wurde Zweite

Einen stolzen Erfolg errangen die deutschen Skiläuferinnen am Samstag in Engelberg (Schweiz) bei den Skiweltmeisterschaften im Abfahrtslauf. Als dreifache Titelverteidigerin ging Christel Czanz (Freiburg/Brsg.) an den Start. Ihr Sieg schien abermals bereits gesichert, als sie kurz vor dem Ziel mit dem zweiten Platz beugeneigte. Lisa Resch sprang in die Bresche. Sie errang die Weltmeisterschaft. Käthe Grasseger belegte den dritten Platz. Im Wettbewerb der Männer wurde der Franzose James Coukter vor dem Vorjahresmeister Emile Allais Weltmeister. Dritter wurde Helmut Pantzner (Freiburg i. Brsg.).

Köblin verliert Europameistertitel

Heinz Lajek der neue Titelhalter — Köblin schlug tief und wurde disqualifiziert

Der Kampfabend am Freitag im Berliner Sportpalast mit der Europameisterschaft im Schwergewicht zwischen Arno Köblin (Mann) und Heinz Lajek (Wien) war ungeachtet der großen sportlichen Ereignisse der letzten Tage in diesem Hause wieder ausgezeichnet besucht. Leider wurden die hochgespannten Erwartungen der Tausende nicht erfüllt, denn unser einziger Europameister verlor seinen Titel.

Mit 88,8 Kilo war Köblin seinem Herausforderer Lajek, der 85,5 Kilo auf die Waage brachte, schon an Gewicht und Größe überlegen. Aber auch boxerig zeigte sich der deutsche Europameister von der besten Seite und beherrschte seinen Gegner vom ersten Gongschlag ab. Das war auch in der zweiten Runde der Fall, als ihm ganz in der Nähe der Wiener Ecke ein völlig unbeabsichtigter, aber schwerer Tiefschlag unterlief. Lajek ging mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden und vermochte sich auch nach der anberaumten Kampfpause von einer Minute nicht wieder zu stellen. Nach Ansicht des Ringarztes war der Wiener nicht mehr kampffähig. Der beläufige Ringrichter Wundertappen mußte also den Bestimmungen gemäß Köblin disqualifizieren. Dadurch kam Lajek ganz unerwartet zum Titel eines Europameisters. Hoffentlich wird durch eine neu angelegte Begegnung das wahre Stärkeverhältnis zwischen Köblin und Lajek einwandfrei geklärt.

Heuser-Roth um den Weltmeistertitel

Der deutsche Halbschwergewichtmeister Adolf Heuser (Dorn) wird Ende März um die Weltmeisterschaft der I.W.U. gegen den belgischen Titelhalter Gustave Roth antreten, nachdem es dem Boxveranstalter Walter Rothenburg gelungen ist, beide Boxer unter Vertrag zu nehmen. Der Kampf soll in Deutschland stattfinden, doch ist der Austragungs-ort — vielleicht eine Stadt im Rheinland — noch nicht bestimmt. Der genaue Termin und die Kampfstätte werden in den nächsten Tagen bekanntgegeben.

FV Daxlanden — KFV

Zu dem vom Karlsruher Sportpublikum mit Spannung erwarteten Pflichtspiel zwischen dem F.V. Daxlanden und dem KFV, das am Sonntag nachmittags 1/2 Uhr im Rhein-Stadion zu Daxlanden zum Austrag kommt, treten sich die Vereine in folgender Aufstellung gegenüber:

F.V. Daxlanden: Kuhn; Sohn, Kühner; Dannenmaier, Kutterer, Hänseroth; Röhers, Rohmann, Haber, Klingler, Burger.

K.F.V.: Stadler; Weindel, Immig; Holzigel, Holz II, Selu; Damminger, Walz, Rapp, Benz, Brest.

*

Der Hamburger Mylius gewann bei der Segelregatta vor Genua auf „Pala“ erneut das Rennen der Starboote. In den übrigen Wettfahrten kamen die deutschen Yachten zu Platz-erfolgen.



Briefkasten

K. A. in D. Wenn der Vertrag notariell gemacht worden ist, und der Notar Kenntnis hatte von der Ausschaltung der in Amerika lebenden Brüder, dürfte die Anfechtung des Vertrags ansichtslos sein. Wir empfehlen Ihnen aber, sich an den zuständigen Notar zu wenden, von dem Sie nähere Auskunft erhalten können.

E. F. in B. Die ungarischen und bulgarischen Erinnerungsmedaillen können Sie als Frontkämpfer bekommen. Sie müssen von den zuständigen Konsulaten Antragsformulare verlangen, diese ausfüllen und sich die Angaben vom Reichskriegerbund bestätigen lassen. Das ungarische Konsulat befindet sich in Mannheim G 7, 88, das bulgarische Konsulat in Stuttgart, Spitalstraße 19.

Mr. F. G. 100. Nach den Ausführungsbestimmungen über das Mietzinsstoppgesetz darf der Mietzins, der am 18. Oktober 1938 galt, nicht überschritten werden. Da in Ihrem Fall der vertraglich festgelegte Mietzins 88 RM. betragen hat, dürfte gegen die Höhe des Mietzinses rechtlich nichts einzuwenden sein. Wenn der Hausbesitzer Ihnen im Jahre 1937 den Mietzins um 5 RM. ermäßigt hat, der Ver-

trag aber nicht abgeändert wurde, ist der im Vertrag festgelegte Mietzins maßgebend.

D. J. in S. Sie sind gesetzlich verpflichtet, an dem Lustigkurs teilzunehmen. Das Alter spielt dabei keine Rolle. Nur wenn Ihnen vom Arzt eine Bescheinigung ausgestellt wird, daß Sie infolge Ihrer angegriffenen Gesundheit den Anforderungen bei einem solchen Kurs nicht mehr gewachsen sind, können Sie von der Verpflichtung zur Teilnahme entbunden werden.

M. R. Nach Ansicht eines erfahrenen Kanarienzüchters handelt es sich bei Ihrem Piepmatz doch um eine Milbe, die allerdings von außen nicht sichtbar ist, weil sie in der Haut liegt. Zur Bekämpfung dieser Schmarotzer gibt es eine Spezialsalbe, die Sie in jeder zoologischen Handlung hier bekommen können.

B. A. Das Springen von Glas und Kristall beim Einfüllen heißer Flüssigkeiten läßt sich verhindern, wenn man das Gefäß mit einem nassen Tuch umwickelt oder einen silbernen Löffel hineinsteckt, bevor es vorsichtig gefüllt wird.

Blick in Karlsruhes Armeemuseum

Um des Reiches Einheit

Von den Territorial-Staaten zum Reich - Das Armeemuseum vermittelt deutsche Geschichte

Ich glaube nicht an eine Zukunft der deutschen Nation, solange ihre Interessen von zwanzig oder dreißig Parteien, Bündnis, Bereinigungen, Gruppen und Verbänden vertreten werden. Ich kenne den Fühler der deutschen Zersplitterung durch die Jahrhunderte unserer Geschichte.

Adolf Hitler.

Nur der kann den Nationalsozialismus und sein Volk verstehen, der Geschichte studiert hat und als dessen Ergebnis zum Schluß kommt: Der Nationalsozialismus hat in einem

sam deutlich wird, daß das Schicksal des Landes nicht einzig und allein Fürsteninteresse sei, sondern die Angelegenheit des ganzen Volkes darstelle. Damals schrieb Blücher an Scharnhorst: „Jetzt ist die Zeit zu tun, was ich anno 1809 schon gesagt habe, nämlich die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen. Wenn die Fürsten nicht wollen, so soll man sie samt Bonaparte wegsagen, denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze Deutsche Vaterland muß wiederum aufgebracht und die ganze Nation hergestellt werden“. Trotz dieser vorausblühenden und mahnenden Zielsetzungen war das Ergebnis des Jahres 1815 das Verlegenheitsgebilde des Deutschen Bundes, der „Bunte Jahrmarkt“ aus dem Wiener Kongreß. 39 souveräne Einzelstaaten waren darin zusammengefaßt. Trotzdem war es aber immerhin schon eine Leistung, wenn eine derartig lockere Zentralisationsmöglichkeit sich herausbildete.

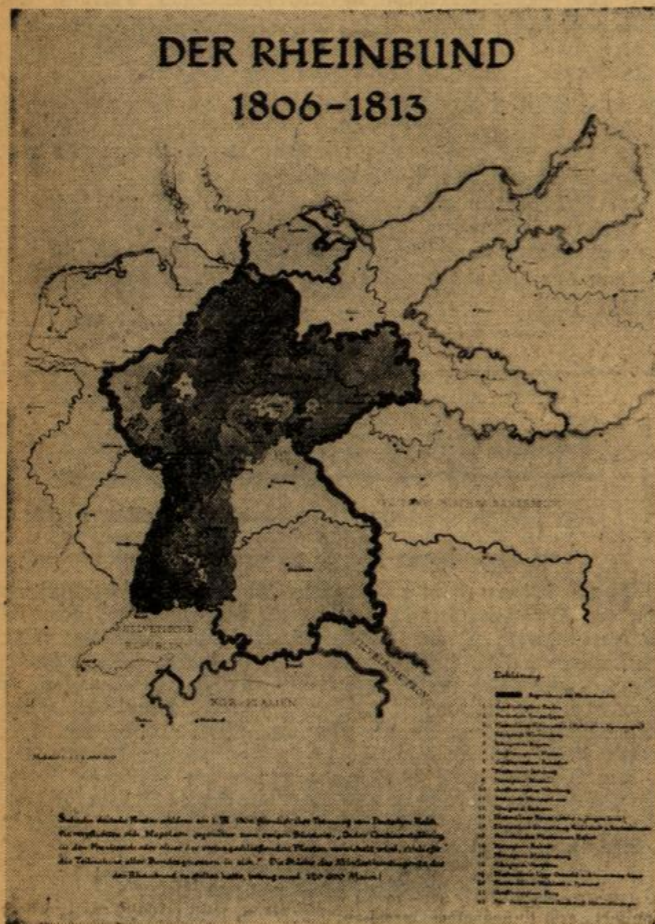
Eines war wesentlich, sollten die Gedanken zur Reichseinheit Verwirklichung finden, dann mußte die politische Führung in Deutschland ganz zwangsläufig auf den Norden nach Preußen übergehen, dem durch sein eigenes Land die Grenzmacht im Westen und durch die Gewinnung Posen auch die Macht im Osten überantwortet war.

Verständlich ist darum, daß alsbald für die innere Entwicklung Deutschlands und für die Weiterentwicklung zu nationaler Einheit der „Bund“ praktisch das Hindernis wurde. Damals ging jedoch die Wirtschaft der Politik voraus, denn sie hat es erkannt und verstanden, wenigstens auf zolltechnischem Gebiet, die partikularistischen Hindernisse zu beseitigen und schon 1834 kam man durch die Gründung des deutschen Zollvereins dem Gedanken der Einigung zum Reich ein beträchtliches Stück näher.

Immerhin hat man trotzdem noch all die mit scheelen Augen angesehen und mit schärfsten Strafen belegt, die den damals schon richtigen Gedanken vertraten, daß es ein „Großes Vaterland“ neben und über den einzelnen Staaten geben könnte. Gerade die Jugend war es, die diesem Gedanken der Reichseinheit huldigte und nicht nur die wesentliche Frage „Großdeutsch oder Kleindeutsch“ prophetisch nun aufwarf, sondern die sie letzten Endes sogar zur Entscheidung brachte, indem sie den Entschluß herbeiführte, ein „Kleindeutschland“ unter „Preußens“ Führung zu gründen.

Wir sehen, daß sich in kriegerischen Auseinandersetzungen ganz allmählich eine Idee durchsetzte; die Idee der Reichseinheit. Alle die Kriege der letzten zwei bis drei Jahrhunderte — einschließlich des Weltkrieges — haben — bewußt oder unbewußt eigentlich nur dieser Idee gedient, ganz gleichgültig, ob die jeweiligen Friedensergebnisse nun direkt oder indirekt diesem Gedanken zugute gekommen sind. Wenn heute die Reichseinheit praktisch verwirklicht ist, dann ist sie — das muß man ruhig aussprechen, mit heldenhaftem deutschen Blut, dem Blut unserer Väter besiegelt.

Auch Bismarck, der die erste konzentrierte Form der Reichseinheit geschaffen hat, mußte sie nicht nur mit Blut erkaufen, sondern gründete den Reichskomplex mit eigenständlichen Rechten einzelner aus dem kleindeutschen Gedanken heraus. Dabei war es nicht von ungefähr, daß Großherzog Friedrich der I. von Baden, der in Versailles das „Kaiserthron“ ausbrachte, nachträglich seinen vollen Einsatz zum Gelingen der bis in die letzte Minute gefährdeten endgültigen Einheitsform geltend machen mußte.



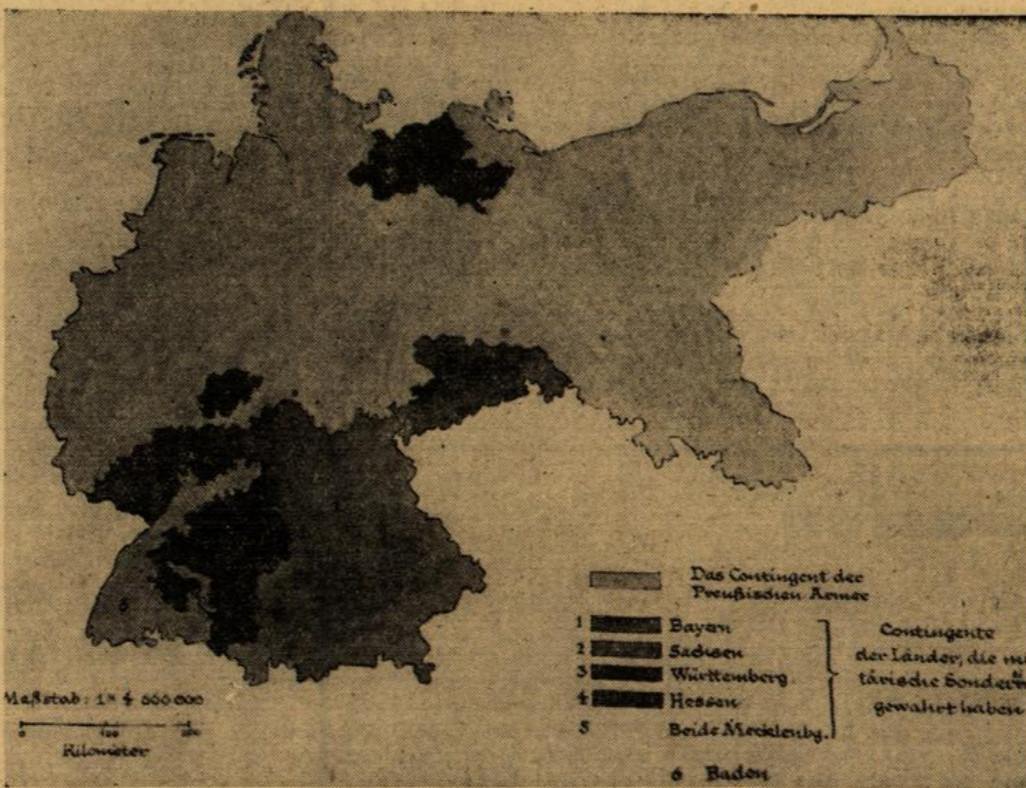
revolutionären Stoß die nationalpolitische Reichseinheit herbeigeführt und damit den Kampf um die Reich- und Volkerverbung in Deutschland beendet.

Frühgeschichte und Mittelalter kannten nur zwei feststehende Merkmale, früher Stammesfürstentümer, später Landes- oder Territorial-Staaten, beide mit einer Zielsetzung: eifersüchtiger Kampf untereinander. Langsam entwickelte sich unter solchen Voraussetzungen also die Deutsche Staatsbildung, und zwar rein dynamisch, verbunden mit der territorialen Staatsentwicklung, hinführend zum gefährlichen Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich. Dieser Hegemonie-Dualismus bekam seinen ersten gewaltigen Stoß durch den Befreiungskrieg 1813-15, der als deutscher Volkskrieg zu werten ist und in dem allmählich eine neue klare Linie lang-

Wir studieren deutsche Geschichte im Armeemuseum Karlsruhe, „Deutsche Wehr am Oberrhein“

So zersplittert wie Baden zu Ende des 18. Jahrhunderts war, so zersplittert war ein großer Teil des „Deutschen Reiches“. Erst allmählich bildete sich die große Einheit in Staat, Wirtschaft und Wehr heraus. — Nebenstehend: Baden hat 1871 seine Armee mit der Preußens vereinigt. Bayern, Sachsen, Württemberg, Hessen und Mecklenburg haben sich dagegen militärische Sonderrechte gewahrt.

(Karten bearbeitet von Oberst a. D. E. Blumhagen. — Aufnahmen: Pressebildamt Albeck.)



Das so zustandegekommene Reich teilte sich in zwei sich bekämpfende Kulturkreise, den demokratisch-liberalen und den monarchisch-konservativen. Letzterer mußte der Novemberrevolution 1918 weichen, jener unglücklichen Förmung, die niemals unwürdiger hätte vertreten werden können, als durch den entsehligen Kampf der Parteigruppen und Splitterinteressen untereinander.

Ihnen sagte von Anfang an jedoch der im härtesten Frontenergebnis gefühlte, gesunde Volksteil unserer Nation den Kampf an, jene Männer und Frauen, die ihr Ideal in den alten deutschen Werten sahen, in den Werten der Tugend und Ehre, von Gehorsam und Pflicht, von Hingabe und Treue.

So segte die Revolution des 5. März 1933 alles weg, was in irgend der Einheit des Reiches im Wege stand. Ein Reich, ein Volk, ein Führer, das waren die Grundpfeiler nationalsozialistischer Staatswollens, praktisch also die Volkwerdung nach innen, Freiheit, Ehre und Gleichberechtigung der Nation nach außen, den anderen Völkern gegenüber. Schlag auf Schlag folgten die zwingenden gesetzlichen Formulierungen: das Ermächtigungsgesetz vom März 1933, aus demselben Monat das Gesetz der vorläufigen Gleichschaltung der Länder

Tagesbefehl

Am heutigen Tage, an welchem Mein Armeekorps in Folge der mit der Krone Preußens abgeschlossenen Militär-Konvention als unmittelbarer Bestandteil in die Königlich Preussische Armee übergeht, ist es Meinem Herzen Bedürfnis, allen Offizieren, Beamten, Unteroffizieren und Mannschaften Meine besondere Anerkennung für ihre bisherige Haltung und namentlich für die während des nunmehr beendigten Krieges bewährte Ausdauer, Pflichttreue und Tapferkeit ausdrücklich auszusprechen.

Auch in dem neuen großen deutschen Armeekorps werden Meine bisherigen Regimente und Truppenteile die Träger der militärischen Ehre Badens sein. Ich hege die feste Zuversicht, daß sie dessen stets eingedenk bleiben und dem badischen Namen unter allen Verhältnissen Ehre machen werden, indem sie die Treue, den Gehorsam, die Disziplin und die Tapferkeit, welche sie bisher in Meinen Diensten betätigt haben, auch im Dienste ihres nunmehrigen Kriegsherrn Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen treu bewahren.

In der vertrauensvollen Erwartung, daß Meine Truppen mit den Kontingenten der anderen Stämme des großen deutschen Vaterlandes in edlem Wettstreit den altbewährten Ruf kriegerischer Tüchtigkeit als heiliges Gut zu erhalten sich bestreben werden, schließe ich mit dem Rufe:

Gott beschütze unseren Kaiser und das deutsche Vaterland!

Karlsruhe, den 1. Juli 1871

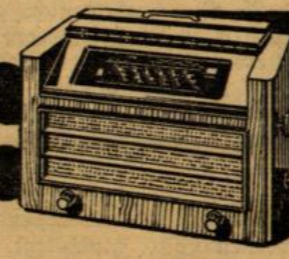
Friedrich

Abschiedsbefehl Großherzog Friedrichs I. von Baden anlässlich der Ueberführung seiner Truppen in das 14. Preussische Armeekorps. Baden verzichtete in der Hoffnung auf das deutsche Reichsheer als einziger Staat auf seine Wehrhoheit.

mit dem Reich, im April 1933 das Reichsstatthaltergesetz und endlich das Reichsreformgesetz im Januar 1934. Schlag auf Schlag verwirklichten sich die Grundzüge nationalsozialistischer Staatsgestaltung. Die innere Einheit konzentriert sich von Jahr zu Jahr, die Fesseln von Versailles sind gesprengt, die Wehrhoheit endgültig auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnt. Stein um Stein wird diesem Bauwerk eingefügt. Das Bauwerk, das dereinst sich inumbisliert in der Einheit des Volkes, des Staates und des Reiches.

SABA-RADIO

Präzision und Qualität!



Saba-Rundfunkgeräte erfreuen täglich nahezu eine Million deutsche Familien. — Alle guten Fachgeschäfte führen Ihnen Saba-Geräte unverbindlich vor.

- Zweikreis-Dreier .. RM 195.75
- 3-Rohr, 6-Kreis .. RM 233.50
- 4-Rohr, 7-Kreis .. RM 288.-



